# Reichs-Elternwarte

Herausgegeben im Auftrage der Reichswaltung des NS.-Lehrerbundes

Heft 3 1937
Februar



Wichtige Besprechung

Heftpreis
25
Rpfg.
frei Haus

Erscheint
vierzehntägig
★
Postort Berlin

Aufnahme E. Hase

# Inhalts-Übersicht



---

## Bisher erschienene Beiträge zur Frage der Berufswahl:

| Was könnte unser Mädel werden? | Heft |
|---|---|
| Die Volkspflegerin | 1/1935 |
| Die ländliche Haushaltspflegerin | 2/1935 |
| Die städtische Haushaltspflegerin | 4/1935 |
| Die Krankenpflegerin | 7/1935 |
| Die Säuglings- und Kleinkinderpflegerin | 3/1935 |
| Die braune Schwester | 2/1937 |
| Die Kindergärtnerin (Hortnerin, Jugendleiterin) | 1/1935 |
| Die Kinderpflege- und Haushaltsgehilfin | 3/1935 |
| Die bäuerliche Wirtin (Oberwirtin) | 2/1935 |
| Die Koloniallandwirtin | 2/1936 |
| Die Lehrerin der landwirtschaftlichen Haushaltskunde (Lehrfrau) | 2/1935 |
| Die Kükenmutter | 9/1936 |
| Die Frau am Bienenstand | 10/1936 |
| Die Lehrerin für rhythmische Erziehung | 3/1936 |
| Die Gärtnerin | 6/1935 |
| Die Fotografin | 1/1936 |
| Die Bibliothekarin | 2/1936 |
| Die Apothekerin | 6/1936 |
| Die Verkäuferin | 4/1936 |
| Die technisch-wissenschaftliche Assistentin | 5/1935 |
| Die soziale Betriebsarbeiterin | 5/1936 |
| Die Schneiderin | 1/1937 |
| Das Mädel im Arbeitsdienst | 7/1936 |
| Wir gehen ins Büro | 8/1936 |
| Frauen in der Lederwarenindustrie | 11/1936 |
| In der Werklehrerbildungs-Anstalt | 12/1936 |
| **Was könnte unser Junge werden?** | |
| Der Bauer (praktischer Landwirt, Molker, Gartenbauer) | 1/1935 |
| Der Koloniallandwirt | 1/1936 |
| Der Führer im Arbeitsdienst | 4/1935 |
| Der Förster | 2/1935 |
| Der Bildhauer | 6/1935 |
| Der Töpfer (Ofensetzer) | 7/1935 |
| Der Drogist | 2/1936 |
| Der Huf- und Wagenschmied | 3/1936 |
| Der Kupferschmied | 3/1936 |
| Der Schuhmacher | 4/1936 |
| Der Schneider | 4/1936 |
| Der Schornsteinfeger | 5/1936 |
| Der Kellner | 8/1936 |
| Der Fleischer | 9/1936 |
| Der Koch | 10/1936 |
| Der Bäcker | 12/1936 |
| Der Bibliothekar | 2/1937 |
| Der Bildberichterstatter | 7/1936 |
| Der Uhrmacher | 11/1936 |
| Der Berufsfahrer | 1/1937 |
| Die Laufbahnen der Deutschen Reichspost | 6/1936 |
| Wie kommt der Junge zur Handelsmarine? | 3/1935 |
| Wie kommt der Junge zur Kriegsmarine? | 5/1935 |
| Wie wird mein Junge Landjahrführer? | 4/1936 |
| Berufe, die es gar nicht gibt | 11/1936 |

# Amtliches

### Urteil des Amtsblattes des Reichserziehungs-Ministeriums über die „Reichs-Elternwarte".

Die Zeitschrift ist geeignet, die Tätigkeit der Schulgemeinden auf Grund des für Preußen ergangenen Erlasses vom 24. Oktober 1934 — U II 2414 — (Zentrbl. f. d. ges. Unterr.-Verw. S. 327) wirksam zu unterstützen. Nachdem, wie in einer Reihe anderer Länder, durch die im letzten Heft des RMinAmtsblDtschWiss. abgedruckte Bekanntmachung des Bayerischen Staatsministeriums für Unterricht und Kultus vom 7. November 1936 nunmehr auch in Bayern an den Volks-, mittleren und höheren Schulen Schulgemeinden eingerichtet worden sind, kommt der Zeitschrift für die geistige Wegbereitung und Förderung des Verständnisses der Aufgaben der Schulgemeinden eine besondere Bedeutung zu.

Wer die bisher erschienenen Hefte der Zeitschrift durchblättert, wird seine Freude daran haben, wie hier in Beiträgen erzählenden und unaufdringlich belehrenden Inhalts, in gut ausgewählten Bildern und hier und da eingestreuten Worten deutscher Dichter und nationalsozialistischer Führerpersönlichkeiten ein Stück deutschen Lebens eingefangen ist. Als Lehrer wird er darüber hinaus manche Anregung empfangen für den Unterricht oder die Gestaltung der Veranstaltungen der Schulgemeinde, als Vater und Mutter manch nützlichen Wink für die Erziehung und vor allem auch für die Berufswahl der Kinder, vielleicht auch — wo es not tun sollte — ein neues Verständnis für das Leben und die Aufgaben der Hitler-Jugend.

Alles in allem kann gesagt werden, daß das, was den deutschen Eltern und Erziehern hier in die Hand gegeben wird, durchaus wertvoll und förderungswürdig ist.

Möchte die Zeitschrift sich auch weiterhin entwickeln wie bisher und sich einen stets wachsenden Kreis von Freunden erwerben.

Berlin. **Klamroth.**

(RMinAmtsblDtschWiss. 1937, Heft 1)

Heft 3 1937
Februar

# Reichs-Elternwarte

Herausgegeben im Auftrage der Reichswaltung des NS.-Lehrerbundes
durch Regierungsdirektor Heinrich Siekmeier



Ein guter Schuß aus sicherer Deckung

> Der Lehrer soll nicht nur Unterrichter im alten Sinne sein, sondern Erzieher der neuen deutschen Jugend werden. Dann wird erreicht werden, daß die Grundzellen des Staates Adolf Hitlers — das Elternhaus, die Schule und die Hitler-Jugend —, die nebeneinander und zueinander ihre Aufgaben erfüllen sollen, zur Schaffung eines neuen deutschen Menschen führen.
>
> Fritz Wächtler

Oberstudiendirektor Dr. M. Krüger:

## Ueber die beiden Formen der künftigen höheren Schulen Deutschlands

# Oberschule / Gymnasium

Die Neugestaltung der höheren Schule vollzieht sich seit 1933 in steter und organischer Weise. Dem Fernerstehenden ist davon bislang wenig bekannt; das ist begreiflich, da bis heute die Schul f o r m e n dieselben geblieben sind. In Wirklichkeit stehen wir längst mitten in der Schulreform, besser gesagt: der völligen Neugestaltung des höheren Schulwesens. Einige Daten und Erlasse mögen das zeigen:

1933: Erlaß über „Führerprinzip an den höheren Schulen".
1933: Einführung des Pflichtfaches „Rassenkunde und Vererbungslehre" in den Abschlußklassen Untersekunda und Oberprima.
1934: Einführung des nationalpolitischen Unterrichtes (Staatsjugendtag).
1934: Erlaß über „Schulgemeinde u. Jugendwalter".
1935: Erlaß über „Schülerauslese an den höheren Schulen".
1936: Einführung der 3. Turnstunde.

Das vergangene Jahr hat nun auch die entscheidenden Erlasse über die künftige F o r m der höheren Schule gebracht: am 20. April 1936 veröffentlichte der Reichserziehungsminister den Erlaß „Umgestaltung des höheren Schulwesens", der die Ankündigung der Schulreform enthält, und am 28. Dezember den Erlaß über die „Vereinheitlichung des höheren Schulwesens". Er ist in der letzten Nummer unserer Zeitschrift abgedruckt, und es soll hier versucht werden, unseren Eltern den Grundgedanken dieser einschneidenden Maßnahme zu erläutern.

„Die ersten Jahre des nationalsozialistischen Umbruchs stellten den Unterrichtsverwaltungen die Hauptaufgabe, Erziehung und Erzieher innerlich mit nationalsozialistischem Geist zu durchdringen. Wenngleich diese Aufgabe auch weiter fortgeführt werden muß, so ist doch die Entwicklung soweit gediehen, daß nunmehr auch die äußere Umgestaltung des höheren Schulwesens im Sinne einer Vereinheitlichung vorgenommen werden kann." So lautet der Eingang des April-Erlasses, und es wird damit jedem Einsichtigen klar, warum die Veränderung der Schul f o r m erst jetzt erfolgt.

Vereinfachung und Vereinheitlichung des höheren Schulwesens ist also der Sinn der neuen Ordnung. Es wird künftig nur noch zwei Arten höherer Knabenschulen in Deutschland geben. Bedenkt man, daß es bislang allein in Preußen zehn verschiedene Formen gibt und die anderen Länder, namentlich südlich des Mains, zum gut Teil wieder andere Typen haben, und stellt man sich nur einen Augenblick die dadurch bewirkte Schulnot der Eltern und Jungen vor Augen, die zu häufigem Wechsel des Wohnsitzes genötigt sind (namentlich Offiziersfamilien), so wird man allein schon den p r a k t i s c h e n Nutzen würdigen, der in einer solchen Vereinfachung liegt. Und doch ist dieser nicht ausschlaggebend: es liegt vielmehr im Wesen des nationalsozialistischen Staates, daß er eine e i n h e i t l i c h e A u s r i c h t u n g d e r E r z i e h u n g fordern muß. Daher setzt die Neuordnung eine Hauptform fest und läßt eine Nebenform zu. Diese Hauptform legt im wesentlichen den Aufbau der jetzigen Deutschen Oberschule zugrunde. So verschwinden alle bisherigen Schularten zugunsten der einen Hauptform, die mit Englisch beginnt und Latein als zweite Pflichtfremdsprache haben wird. Von den alten Formen bleibt nur das Gymnasium,

das Latein und Griechisch als seine charakteristischen Fächer behalten soll.

Es ist nun ungemein anziehend und lehrreich, sich zu überlegen, was wohl unsere Unterrichtsverwaltung veranlaßt haben mag, das Gymnasium als einzige Nebenform neben der Hauptform bestehen zu lassen und großen Wert auf seine Erhaltung zu legen. Man muß davon ausgehen, daß die nationalsozialistische Erziehung ihr vornehmlichstes Bemühen darauf richtet, die Wurzeln und Grundkräfte unseres völkischen Daseins zu erkennen und auf dieser Erkenntnis alle Erziehungsmaßnahmen aufzubauen. Immer wieder betont der Führer, wenn er von dem Existenzkampf unseres Volkes spricht, daß dieser Abwehr- und Lebenskampf ein doppelter ist: ein physischer und ein geistiger, und daß beide unlösbar miteinander verbunden sind. Das oberste und allgemeine Gesetz des Lebens ist die lückenlose Fortwirkung der Urkräfte; das bedeutet physisch die Anerkennung der ungeheuren Bedeutung der Erbmasse und bedeutet geistig den Glauben an Urwerte und an den Schicksalsstrom der geistigen Vergangenheit unseres Volkes und unserer Rasse; daher das leidenschaftliche Bemühen um die Erforschung des deutschen, germanischen und nordischen Menschen. Dieses heiße Bemühen führt uns von selbst hin zu den artverwandten Völkern, in erster Linie zu den Griechen und Römern, mit denen uns gemeinsames Kulturgut und gemeinsames geschichtliches Erleben schicksalhaft verbindet. Wir glauben zwar nicht, daß die Griechen dasselbe seien wie wir, oder daß sie für uns ein so hohes Ideal darstellen, daß wir es blindlings nachahmen sollten; aber davon sind wir in der Tat fest überzeugt und spüren es im tiefsten Innern, daß dieses von der Gottheit so seltsam reich begabte Volk von allen Brüdern der nordischen Rasse uns am nächsten steht und durch die Stärke des gemeinsamen Erbgutes und die Stärke der geschichtlich gegebenen engen inneren Berufung untrennbar mit uns verbunden ist. Der Führer hat das so ausgedrückt: „Eine Kultur kämpft um ihr Dasein, die Jahrtausende in sich verbindet und Griechen- und Germanentum gemeinsam umschließt."

Nun kann man aber einer fremden Kultur, so nahe sie uns stehen mag, nur dann wirklich gerecht werden, wenn man ihre Sprache studiert. Keine deutsche Zeit weiß das besser zu würdigen als die heutige, „die Stolz und Eigenart ihres geistigen Gepräges und ihre große Aufgabe ja gerade darin sieht, daß sie aus der Geschlossenheit biologischen Denkens heraus alles Organische und Echte pflegt". Das ganz Große des Griechentums ist nun aber, daß ihm — wie in der bildenden Kunst — die Schaffung von literarischen Kunstformen so unerhörter Sicherheit und Einmaligkeit gelungen ist, daß sie noch heute schlechthin überzeugen. Diese „geprägte Form", wie Goethe das nennt, führt von selbst zur Forderung des Lesens in der Ursprache. Darum legt die Regierung Wert darauf, daß ein — nicht zu geringer — Teil geeigneter Schüler imstande ist, die überzeitlichen Werke des Griechentums, Homer, die Tragiker, Platon und Thukydides, den größten Geschichtsschreiber, im Original zu lesen.

Etwas anders liegt es bei den Römern und der lateinischen Sprache: hier umfängt uns zwar nicht ein so starkes Heimatgefühl wie bei der Beschäftigung mit den Griechen der Frühzeit und der sogenannten klassischen Zeit, aber Rom, Römertum und lateinische Sprache lassen sich ebensowenig wegdenken aus unserer Kultur und Geschichte. Auch hier ist ein berühmtes Wort des Führers richtunggebend: „Römische Geschichte, in ganz großen Linien richtig aufgefaßt, ist und bleibt die beste Lehrmeisterin nicht nur für heute, sondern wohl für alle Zeiten." Wir schauen hier ein imponierendes Bild staatlichen Wollens und Gestaltens in nie abgerissener Tradition. Dieses Imperium gilt es zu begreifen, mehr denn je heute, wo der Führer so scharf den Gegensatz seines Staates zur imperialen Idee herausgearbeitet hat.

Auch hier liegt das Recht und die Forderung der Beschäftigung mit der Sprache der Römer in dem Bemühen, möglichst rein römisches Wesen und die Wurzeln seiner Kraft zu erkennen; aber andere, sehr wichtige Erwägungen kommen noch hinzu: während die griechische Sprache für uns eine „tote" Sprache ist in dem Sinne, daß sie in unserer Sprache und im Leben unserer Gegenwart keine Rolle spielt, ist die lateinische immer lebendig geblieben, nicht bloß im Ablauf unserer deutschen Kultur und Geschichte, nicht bloß, weil sie heute noch gebraucht wird, nicht bloß wegen der Fülle von Lehn- und Fremdwörtern, sondern vor allem in diesem kulturpolitischen Sinne: „wir können auf die Kenntnis der lateinischen Sprache nicht verzichten, weil ein solcher Verzicht uns nicht nur der geistigen Abrüstung ausliefern würde, sondern uns auch automatisch aus der Verbundenheit mit dem geistigen Leben der übrigen Kulturnationen ausschließen würde".

Solche Gedanken bewegen uns, wenn wir über die Bedeutung des Gymnasiums im Schulaufbau des nationalsozialistischen Deutschlands nachdenken: Sinn, Ziel und Aufgabe des Gymnasiums ist dieselbe wie die aller andern höheren Schulen Deutschlands, aber „die Gymnasien werden den besonderen Dienst haben, Hüter eines Feuers zu sein, das seit Jahrtausenden leuchtet und auch in Zukunft brennen muß, wenn anders der nordische Geist sich selbst und seiner Geschichte treu bleiben will."

Die Bedeutung der Antike für die deutsche Gegenwart liegt so zutage, daß die Auseinandersetzung mit ihr auch in der Unterrichtsarbeit der künftigen Hauptform ihren Platz haben wird. Wie weit diese sehr schwierige Aufgabe in Fächern wie Deutsch, Geschichte oder Kunstbetrachtung gelöst werden kann, ist hier nicht zu erörtern, sondern wir gehen nur noch auf die schon oben berührte Bestimmung des Erlasses ein: „Für die Hauptform ist das Lateinische als zweite Pflichtfremdsprache vorgesehen." Man darf diese Entscheidung als eine Bestätigung unserer Gedanken ansprechen und noch einen letzten Gesichtspunkt hinzufügen: das ist die allbekannte Tatsache, daß es für denjenigen, der die Elemente des Lateinischen beherrscht, leicht ist, die sogenannten romanischen Sprachen rasch zu erlernen, und daß auch die Erkenntnis der Eigenart der englischen Sprache erst dadurch eine wirkliche Vertiefung erfährt.

# Muß der Lehrer einschreiten?

Fortsetzung unserer im Heft 12 begonnenen Artikelreihe.

## IV.

## Brief einer entrüsteten Mutter und die Antwort des Lehrers

**Sehr geehrter Herr Beckhoff!**

Ich bin außer mir vor Erregung. Denn was sich Ihre Schuljungs, nämlich der Arthur Plüschow, der Hans Fechner, der Gerhard Schneidewind und noch ein paar andere, deren Namen ich nicht weiß, gegenüber meiner Gertrud und ihrer Freundin Hilde Stolze erlaubt haben, das kann sich keine Mutter gefallen lassen. Als die beiden Mädchen heute aus der Schule kamen, da haben die Jungs sie anfangen zu ärgern. Meiner Gertrud haben sie die Schulmappe an einen Baumast gehängt und die Hilde haben sie fortwährend vom Weg in die Pfützen geschubst. Als die Mädchen sie deswegen auszankten, fingen die Jungen an zu schimpfen. Aber wie! sage ich Ihnen. Meine Gertrud kann mir jetzt noch nicht alles sagen, was die Jungen an Gemeinheiten gegen sie ausgesprochen haben, so schämt sie sich. Sie wird mal dove Kinder kriegen, weil sie selber so dov ist, haben die Jungs gesagt, und ob sie denn überhaupt schon wüßte, wo die kleinen Kinder herkämen, und Ausdrücke haben sie gebraucht, die man nicht einmal aussprechen und noch viel weniger aufschreiben kann.

Ich frage Sie, soll ich mir das als Mutter gefallen lassen? Gertrud hört in unserm Hause kein häßliches Wort, geschweige denn solche Schweinereien (ich weiß nicht, wie ich anders dazu sagen soll). Mein Kind ist trotz seiner 13 Jahre noch ganz Kind; schicke ich Gertrud deshalb zur Schule, daß sie dort aufgeklärt und verdorben wird?! Ich meine natürlich nicht im Unterricht, sondern durch den Umgang, dem sie in der Schule ausgesetzt ist. Aber offen gestanden, Herr Beckhoff, ganz schuldlos ist auch der Unterricht nicht an dem Vorfall. Was da fortwährend von der Fortpflanzung und Vererbung gesprochen wird, das muß ja die Kinder auf schlechte und unanständige Gedanken bringen.

Darum halte ich es für Ihre Pflicht, daß Sie die Jungen ganz gehörig für ihre Ungezogenheit bestrafen. Ich lasse es mir nicht gefallen, daß mein Kind noch einmal so etwas erlebt. Man muß sich vor seinem Kinde schämen, wenn man weiß, welche Dinge ihm schon zu Ohren gekommen sind. Deshalb erwarte ich von Ihnen, daß Sie ähnliche Vorkommnisse unterbinden.

Heil Hitler!
Frau Emmy Lohrmann.

**Die Antwort des Lehrers:**

**Sehr geehrte Frau Lohrmann!**

Glauben Sie bitte nicht, daß ich Ihre Beschwerde für nebensächlich gehalten habe, wenn ich erst heute, acht Tage nach Empfang Ihres Briefes, diesen beantworte. Glauben Sie auch bitte nicht, daß die ungezogenen Jungen nicht die gerechte Strafe getroffen hat, auch wenn Ihre Gertrud, die ja mit ihnen in einer Klasse ist, und die andern Mädchen nichts davon bemerkt haben. Solche häßlichen Vorfälle dürfen nicht zur Sensation aufgebauscht werden, und sie würden es, wenn eine öffentliche Verhandlung mit Zeugenverhör usw. die Beteiligten zu Helden des Tages machte. Während einer Turnstunde habe ich mir erst die Beschuldigten vorgenommen. Sie waren im wesentlichen geständig, und ihre Bestrafung nahmen sie als verdient hin. Dann habe ich den Vorfall zum Gegenstand eines sehr ernsten Gespräches mit den gesamten Jungen der Klasse gemacht, eines sehr ernsten, Frau Lohrmann, und mir wurde dabei zur Gewißheit, was ich eigentlich von vornherein angenommen hatte, daß nämlich jenes unerfreuliche Geschehnis mehr als eine Entgleisung einiger weniger angesehen werden muß, nicht aber als Ausdruck der Gesamthaltung der Klasse. Ich schreibe Ihnen das nicht, um mich als Lehrer und Miterzieher der Jungen zu entschuldigen oder diese reinzuwaschen, sondern um Ihnen Ihre eigenen Schulerlebnisse auf diesem Gebiete ins Gedächtnis zurückzurufen. Gab es da nicht auch in Ihrer Klasse — auch bei Mädchen kommt das vor — diese oder jene, die, ohne nun gleich sittlich verwahrlost zu sein, allerhand starke zweideutige und eindeutige Redensarten gebrauchte? Sie haben dadurch seelisch keinen Schaden gelitten; und auch heute wird kein junges Menschenkind daran zerbrechen, wenn ihm auf seinem Wege einmal die Häßlichkeit und die Gemeinheit begegnen. Vorausgesetzt natürlich, daß es den inneren Halt von zu Hause mitbekommen hat.

Sie sagen in Ihrem Brief, Ihre 13jährige Gertrud sei noch ganz Kind und meinen doch wohl damit, daß sie „noch nichts weiß", also auch nicht sexuell aufgeklärt sei. Ich würde in meinem Urteil nicht so sicher sein; denn — denken wir doch ehrlich an uns selber! — Kinder haben auf diesem Gebiete eine glänzende Verstellungskunst, und nur in ganz seltenen Fällen vermögen wir uns Klarheit über ihr Wissen von

diesen Dingen zu verschaffen. Es ist der Wunsch der Eltern, recht lange „Kinder" zu haben. Und sie glauben ihren Wunsch erfüllt zu sehen, weil die Kinder sich nichts anmerken lassen, und die Eltern vergessen darüber oft den rechten Augenblick, der sich zur Lüftung des geheimnisvollen Schleiers eignet, der über dem Werden des Menschen gebreitet liegt. Die Eltern überlassen es dem Zufall, der in Gestalt von Schulkameraden zu den Kindern kommt, und die heilige Stunde, da ihre Augen sehend werden, trägt den Stempel der Obszönität.

Ich schweife nur scheinbar vom Thema ab, Frau Lohrmann; denn Sie haben mit Ihrem Brief ein Problem berührt, auf das ich, soweit es der Rahmen eines Antwortschreibens erlaubt, ein wenig eingehen mußte. Es ließe sich noch viel dazu sagen, besonders zu der Frage: Wer soll aufklären — das Elternhaus oder die Schule? Meine Stellung zu ihr dürfte Ihnen ja deutlich geworden sein. —

Ich habe über Ihren Vorwurf, die heutige Schule mit ihrem Unterricht in der Vererbungslehre (als Teil der Rassenkunde und der Erbgesundheitslehre) sei nicht ganz schuldlos an jenem Vorkommnis, das die Veranlassung zu Ihrem Brief gab, lange nachgedacht. Ich kann es nicht glauben, daß das wirklich Ihre Ueberzeugung ist. Auf keinen Fall aber nehme ich an, daß viele Eltern so urteilen wie Sie. Ich gebe zu, daß das neue Unterrichtsgebiet den Eltern fremd erscheint, und daß seine Bedeutung als Leitfach im Gesamtplan des Unterrichts von der Generation, die einstmals nach anderen Richtlinien geschult wurde, nicht ohne weiteres erkannt werden kann. Das, was die Kinder daheim aus diesen Unterrichtsfächern berichten, mag, aus dem Zusammenhang gerissen und oft ungeschickt dargestellt, auch nicht dazu beitragen, bei den Eltern das rechte Verständnis für diese Fächer zu wecken. Sie aber und die Schule dafür verantwortlich zu machen, wenn sich die Kinder unsittlich benehmen, das ist abwegig, Frau Lohrmann.

Gerade das Gegenteil wird durch die neuen Fächer bezweckt und auch — erreicht werden! Denn kein Unterrichtsgebiet hat die sittliche Haltung des jungen Menschen so eindeutig zum Ziel wie die Rassenkunde und die Erbgesundheitslehre. Kein Unterrichtsgebiet ist so auf die Reinerhaltung von Leib und Seele, keines so auf die Erkenntnis der Verantwortung, die jeder Mensch seinem Blut und seinem Volk und letztlich auch seinen Nachkommen gegenüber trägt, abgestimmt. Und was in der Rassenkunde und Erbgesundheitslehre gelehrt wird, soll nicht Wissen sein, sondern die Schule ist bemüht, daß aus dem Kennen eine Erkenntnis wird, die von den jungen Menschen in so starkem Maße willensmäßig erfaßt wird, daß sie selbst das Triebleben entscheidend beeinflußt. Das heißt — um ganz deutlich zu Ihnen zu sprechen — daß selbst in den Augenblicken, wo Gefühl und triebhaftes Wollen gemeinhin die klare Ueberlegung auszuschalten pflegen, dennoch der im Unterbewußtsein wachende Gedanke der Verantwortung das Handeln bestimmt.

In der Unterrichtspraxis, die von den wissenschaftlichen Elementen der Rassenkunde und Erbgesundheitslehre ausgeht, und an Pflanzenversuchen die Gesetzmäßigkeit der Vererbung zeigt, muß der Lehrer, um das Endziel, die Beziehung auf den Menschen, anzusteuern, auch einmal „deutlich" werden. Es braucht dazu nicht lange Erklärungen und Aufklärungen, er setzt einfach voraus und — trifft das Richtige. Und Sie müßten einmal den heiligen Ernst auf den Jungen- und Mädchengesichtern (denn auch in gemischten Klassen muß dieser Unterricht erteilt werden!) sehen, Frau Lohrmann, wenn, natürlich in taktvollster Weise schon vor 13 und 14jährigen, die „heikelsten" Dinge berührt werden! Da gibt es kein Grinsen und Kichern, da steht die neue Jugend andächtig an der Pforte der Erkenntnis. Sie dürfen es mir glauben, daß es so ist, Frau Lohrmann, und Sie dürfen Sie und mich und wie wir uns wohl seinerzeit in ähnlicher Situation benommen hätten, nicht als Gegenbeweis anführen.

Ich bin überhaupt der Meinung, daß unsere heutige Jugend viel reiner und das heißt letzten Endes viel natürlicher denkt, als die vergangenen Jahrzehnte. Das Verhältnis der Geschlechter zu einander ist ungezwungener geworden. Hätte sich beispielsweise vor zwanzig Jahren ein Mädchen in Hosen (Trainingsanzug) zur Schule gewagt oder im heute üblichen Turnanzug vor den Jungen zeigen dürfen? Und wenn deshalb jenes saubere Kleeblatt, der Arthur Plüschow, der Hans Fechner und der Gerhard Schneidewind, sich so häßlich benommen haben, so wollen wir das nicht entschuldigen, im Gegenteil, wir wollen stets mit aller Schärfe dagegen vorgehen, um die letzte Erinnerung an jene Zeit auszulöschen, in der die Jugend aus den trübsten Quellen ihr Wissen um die heiligsten Dinge schöpfte und deshalb dies Wissen nur in das Fach „Gemeinheit" einreihen konnte.

Ich weiß wohl, Rückfälle werden nicht ausbleiben, noch manches Mal werden wir uns über eine Schweinerei (gebrauchen wir ruhig diese deutliche Bezeichnung dessen, was wir meinen!) empören müssen. Aber ich behaupte, die Fälle sind schon viel seltener geworden, und sie werden schließlich zu den Entgleisungen gehören, für die selbst rauhe Jungen, die sonst gar nicht so zimperlich sind, nur Verachtung aufbringen. Der Unterricht in der Vererbungslehre wird sein Teil dazu beitragen, Frau Lohrmann.

Heil Hitler!
F. W. Beckhoff, Lehrer.

---

**In Heft 5 nehmen zu den in den letzten vier Heften aufgeworfenen Fragen das Wort:**

**Stadtschulrat Dr. Meinshausen-Berlin**
**und**
**Regierungsrat Dr. Klamroth-Berlin**

---



# Die Straße als Tummelplatz

Von Evamaria Blume

Mit 4 Aufnahmen von W. Wauer

Das schönste Spiel der Kleinen war und ist und bleibt „Hochzeitmachen"

Es gibt eine ganze Reihe geheimer Miterzieher, die das, was wir in unseren Kindern entwickeln und festigen wollen, unmerklich aber auch mit unfehlbarer Sicherheit hemmen oder fördern. Zu diesen Miterziehern gehört vor allem die Straße der Großstadt. — Da sich die Umstellung des Kindes von einem Erlebniskreis zum anderen sehr rasch und leicht vollzieht, vernichtet oft der Schulweg im Großstadtkinde das, was Elternhaus und Schule in langer und mühevoller Erzieherarbeit aufbauen wollen. Dieser Gefahr gegenüber darf man andererseits aber nicht die Fülle von Freuden, Anregungen, Belehrungen außer acht lassen, die Straßenleben und Straßenbild dem Kinde bieten.

Wie steht nun zunächst der Mensch und besonders das Kind den Einwirkungen der Straße gegenüber und was bedeutet sie unmittelbar für das Lebensgefühl?

Die Großstadtstraße regt an und auf, macht frischer, macht lebhafter. Der Müde, der Abgespannte, der Kranke erfreuen sich an den stets wechselnden Bildern des Straßenlebens. Dem mit Sorge und Leid Behafteten bietet sie Ablenkung und innere Entlastung. Hier liegt auch der Reiz der Straße für das Kind. Daß hier immer neue Bilder an seinem Auge vorüberziehen, daß sich stets neues und fesselndes Leben vor ihm auftut — daraus erklärt sich das brennende Verlangen aller Kinder nach der Straße, die die Bedeutung eines großen Theaters für sie hat und eines Tummelplatzes zum Austoben der jungen Kräfte. Bei besonderen Anlässen, etwa Autozusammenstoß, gestürztes Pferd, Schlägerei, Musikmarsch oder Tumult — ja, da sind unsere Stadtkinder sofort in ganzen Scharen wie aus dem Boden gewachsen und drängen sich in die vorderste Reihe.

Eine besondere Bedeutung gewinnt die Straße für die jugendlichen Heranwachsenden als Plattform für das erstrebte Sichzurschaustellen. Die gesellschaftlichen Unterschiede in Anzug und Gehaben werden soviel wie möglich eingeebnet. Die Straße erzieht für angenehme Umgangsformen, für gefällige Bewegungen und schöne Kleidung. So — ganz auf Aeußerlichkeiten eingestellt — macht sie oberflächlich. Um für die Straße gerüstet zu sein, versagen sich viele oft die notwendigsten Bedürfnisse. Um auf der Straße ein modernes Kleid zu tragen (das für daheim gar nicht so wichtig ist und oft gleich wieder abgelegt wird), ißt sich manches junge Mädchen nicht satt, liest kein Buch, macht sich keinerlei Ersparnisse!

Für den seelischen Einfluß der Straße auf das Großstadtkind ist kennzeichnend: eine kühle Haltung gegen alles Fremde, höchste Aufmerksamkeit und Wachsamkeit gegenüber den Geschehnissen der Umwelt. Hier fühlt sich nämlich das Kind als vollberechtigtes Glied der großen Lebensbühne und schätzt sie als Ausgleich gegenüber der häuslichen Unterordnung. Ganz auf sich selbst gestellt, hat es im Trubel des Verkehrs genau wie der Er-

wachsene für die Sicherheit seiner Person einzustehen. Daraus entwickelt sich ein starkes Selbstbewußtsein.

Grundanders gestaltet sich das Straßenleben im Dorfe und im Landstädtchen, das viel reicher an wirklichem Leben ist, weil hier das häusliche Leben heraus auf die Straße tritt, namentlich zur schönen Jahreszeit. Das Werktags- und Berufsleben der Bewohner tritt allenthalben zutage. Das Arbeitskleid ist auch das Straßenkleid — wie man ist, ist man auch straßenfähig. Die Dorfstraße enthebt das Kind nicht aller sonst gewohnten Rücksichten, sein Selbstgefühl kann nicht ausarten, denn — es kennt alle und wird von allen gekannt! Manierlicher Gruß und gewisser Anstand sind unerläßlich, denn es bleibt überall doch einer gewissen Kontrolle ausgesetzt. Auch wenn die Dorfkinder häufig die Straße bevölkern, so liegt doch der Schwerpunkt ihres Erlebens und Tuns in Haus, Hof, Stall und Garten. Was diese Dorf- und Kleinstadtkinder so wesentlich von den Großstadtkindern unterscheidet, hat Prof. Sombart einmal treffend geschildert. Es ist ihre Allzusammengehörigkeit, ihr Gemeinschaftsgefühl von Sippe und Nachbarschaft her. Kinder verwandter oder nachbarlich befreundeter Familien spielen stets zusammen, jedes in seiner Art oder Unart, vom ganzen Kreis der Eltern und Kinder genau gekannt. Was sie je und dann ausfressen, ist am nächsten Tag Gespräch von Haus zu Haus in der ganzen Nachbarschaft. Im Grunde also eine große stille Erziehergemeinschaft im alten guten Sinne. Was dagegen in der Großstadt sich zusammenfindet, ist ein ewig wechselnder Haufe fremder Kinder, deren Eltern sich nicht kennen, — eine formlose Menge, in der die stärkeren, aber auch die schlechteren Elemente, ohne daß jemand ihre Wirksamkeit beobachtet und aufzuhalten versucht, die ganze Schar beherrschen. Eine Masse, aber keine Gemeinschaft! Erst in unseren neu entstandenen Siedlungswohngemeinden an der Peripherie der Großstädte vermag wieder etwas zu entstehen, was diesen dörflichen Kindergemeinschaften, die vielfach schönste Bindungen für lange Lebensperioden bedeuten, ähnlich zu werden verspricht.

Der Wert der Straße für das Großstadtkind als eine wahrhaft großartige Lehrmittelsammlung soll uns trotz allem stets gegenwärtig sein als eine wichtige positive Erzieherarbeit: die Eindrücke richtig zu werten. Daneben steht die negative, die das Kind bewahrt vor allem Unreinen und Gemeinen im Bilde des Straßenlebens. Wer seinen Kindern wahrhaft nahe ist, dem dürfte solche wirklichkeitsfrohe und dabei doch kritische Führung kaum schwer fallen.







# Hilfe bei der Schularbeit

## Dazu habe ich keine Lust! / Von Edmund Fischer.

Die Neuausrichtung des Unterrichts im nationalsozialistischen Geiste hat den Inhalt und das Ziel aller Unterrichtsfächer gegen früher wesentlich verändert. Dies trifft ganz besonders auf den Erdkundenunterricht zu. Eins aber gilt für den heutigen erdkundlichen Unterricht in fast noch stärkerem Ausmaße als für den früheren: damit das Kind sich uneingeschränkt und mit bestem Erfolge der Tatsachen und Einsichten bemächtigen kann, die sich samt und sonders auf der Idee von der Einheit von Blut und Boden und auf der Forderung einer ausschließlich deutschgerichteten Erdkunde und Geopolitik gründen, muß es einen Grundstock erdkundlichen Wissens als geographisches Abc möglichst sicher beherrschen. Nicht besser kann unserer Meinung nach dieser mechanisch zu erlernende Wissensstoff im Gefolge der Unterrichtsarbeit zu Hause befestigt werden, als durch einige kindertümliche, anschauliche Lernspiele, die das Kind zu häufiger Wiederholung eines nicht zu reichlich bemessenen Lernstoffes nötigen.

Wir veröffentlichten deshalb in der vorigen Folge einige heimatkundliche Lernspiele, darunter das „Deutsche Städtespiel", und wollen heute darin fortfahren. Ein äußerst vielseitiges, lustiges und dabei nicht allzu schwer herzustellendes erdkundliches Lernspiel ist das „Deutsche Fähnchenspiel". Wir benötigen dazu eine Anzahl Umrißkarten von Deutschland, wie sie von den Verlagen Wagner u. Debes (Leipzig), Beltz (Langensalza) u. a. preiswert hergestellt werden. Jeder Mitspieler erhält eine Karte, die auf möglichst dicker Pappe aufgezogen ist. Diesmal zeichnen wir zur Kontrolle teils die vollen Namen, teils die Anfangsbuchstaben der wichtigsten Flüsse, Kanäle, Seen, Gebirge, Berge, Denkmäler, Landschaften und Tafeln und aller an Deutschland grenzenden Staaten ein. Die Karte selbst wird gemäß der beigegebenen Abbildung 1 mit Tusche oder Skribtol ausgezogen, die Gebirge, Berge, Denkmäler, Landschaften und Tafeln

× bedeutet Berg. ▲ bedeutet Denkmal.

Die eben erwähnten Namen und Anfangsbuchstaben werden zweckmäßig mit Buntstift geschrieben, und zwar in der Farbe, die das dazu gehörige Fähnchen hat. Denn das Lustige an dem Spiel sind die Fähnchen, die zweckmäßig in doppelter Ausführung aus mattem Buntpapier und Stecknadeln angefertigt werden. Die Farbe der Fähnchen richtet sich nach dem erdkundlichen Objekt, das sie darstellen sollen.

Braun: Berge.
Blau: Flüsse, Seen, Kanäle.
Gelb: Denkmäler.
Grün: Landschaften, Inseln, verlorene Gebiete.
Rot: Grenzländer Deutschlands.



Jedes Fähnchen wird beiderseits knapp beschriftet. Die Vorderseite enthält die Namen der erdkundlichen Objekte, die Rückseite Angaben über die Lage, Höhe usw. des Gegenstandes, soweit dies für die Kinder wissenswert ist. Einige Beispiele hierfür:

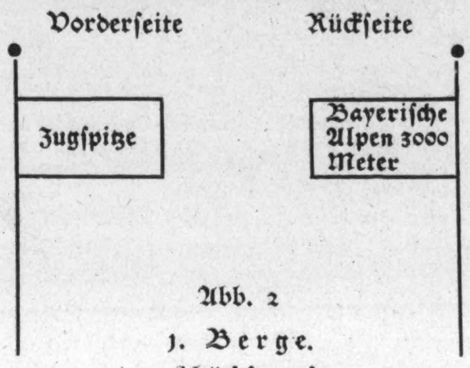



Abb. 2

1. Berge.

2. Flüsse usw.:

| | |
|---|---|
| Elbquelle | Schneekoppe |
| Memel | mündet in das Kurische Haff |
| Spirdingsee | Ostpreußen |
| Kaiser-Wilhelm-Kanal | verbindet Nord- u. Ostsee |

3. Denkmäler:

| | |
|---|---|
| Reichsehrenmal (Tannenbergdenkmal) | Ostpreußen |

4. Landschaften usw.:

| | |
|---|---|
| Lüneburger Heide | Nordwest-Deutschland |
| Oberrheinische Tiefebene | Südwest-Deutschland |
| Goldene Aue | zwischen Harz u. Kyffhäuser |
| Rügen | Ostsee |
| Nordschleswig | an Dänemark verloren |

5. Grenzländer:

| | |
|---|---|
| Niederlande | westlich v. D. |
| Schweiz | südlich v. D. |

Die Fähnchen werden gemischt. Reihum hebt jeder Spieler ein Fähnchen auf und liest den Namen des erdkundlichen Gegenstandes vor. Wer den Gegenstand auf seiner Karte zuerst gefunden hat, bekommt das Fähnchen. Ziel ist, möglichst viele Fähnchen zu erhaschen. Spielvariationen der Schwierigkeit nach:

1. Zunächst werden nur die braunen, dann die blauen usw. Fähnchen aufgenommen.
2. Die Fähnchen kommen gemischt zur Verteilung.
3. Die Mitspieler müssen nicht nur den Gegenstand auf der Karte suchen, sondern ihn nach Lage, Höhe usw. richtig beschreiben.

Die beigegebene Karte erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit und kann nach den jeweiligen heimatlichen Notwendigkeiten weiter ausgebaut werden.

Eltern, die keine Zeit oder Lust zur Herstellung dieses Spieles haben, verweisen wir auf das vom Verlag Josef Scholz (Mainz) herausgebrachte „Geographische Fragespiel: Das Deutsche Reich" (2,00 RM.). Das Spiel besteht aus 6 Lottokarten und 96 Plättchen, die beim richtigen Auflegen im Laufe des Spiels sechs vollständige Landkarten (Südwestdeutschland, Bayern und Oesterreich, Mitteldeutschland, Nordwestdeutschland, Ostdeutschland, entrissene Gebiete) ergeben. Die Rückseite der Kärtchen ist mit erdkundlichen Fragen bedruckt. Die Antworten auf diese Fragen und einige erklärende Bemerkungen über das betreffende erdkundliche Objekt sind auf den entsprechenden Feldern der Lottokarten vermerkt. Kontrollnummern sichern den sachrichtigen Ablauf des Spiels (vgl. Abb. 3).

Abb. 3

| Rückseite eines Lottoplättchens | Feld auf der Lottokarte |
|---|---|
| Wie heißt die am Ufer der Nogat sich erhebende Feste des Deutschen Ritterordens? V. 7 | Die Marienburg. Der mächtige Bau ist ein stolzes Wahrzeichen deutschen Wesens in der Ostmark des Reiches. V. 7 |

Je nach der Zahl der Mitspieler, bekommt jedes Kind ein oder zwei Lottokarten. Die Plättchen werden gemischt. Reihum hebt ein Kind ein Plättchen auf und stellt die darauf verzeichnete Frage. Wer die richtige Antwort hierauf von dem entsprechenden Feld seiner Lottokarte vorliest, bekommt das Plättchen. Plättchen, deren Fragen nicht beantwortet werden können, werden zurückgelegt. Nur die Spieler, deren Tafeln eine vollständige Landkarte zeigen, gehen als Sieger aus dem Spiel hervor.

Es ist selbstverständlich, daß jeder Schüler die Flüsse, Berge, Städte usw. seines Heimatgaues besonders gut kennen muß. Eine öftere Wiederholung des diesbezüglich wichtigsten Merkstoffes ermöglicht das „Heimatlotto". Das entsprechende Lernspiel kann mit Leichtigkeit und ohne große Kosten von jedermann mit Hilfe der „erdkundlichen Uebungskärtchen" aus dem Verlag Beltz (Langensalza) hergestellt werden. Man beziehe zwei Serien der das Heimatgebiet behandelnden Uebungskärtchen. Die Reihe 4 beispielsweise bezieht sich auf Hessen-Nassau und besteht aus 70 Einzelkärtchen (die auf 14 Streifen zu je 5 Kärtchen verteilt sind). Je 3½ Streifen klebt man nun so auf eine Pappe, daß die Namen der heimatkundlichen Objekte obenauf kommen. Man erhält so 4 Lottokarten. Die Streifen der zweiten Serie zerschneidet man zu Lottoplättchen. Im Spiele hebt man diese einzeln auf und liest die Beschreibung des betreffenden Gegenstandes in Form einer Frage vor. Das Spiel verläuft dann wie oben. Da die Einzelkärtchen auf der Rückseite den Namen des erfragten Objektes enthalten, erübrigen sich bei diesem Lotto Kontrollnummern. Nachstehende Beispiele sind der Reihe „Hessen-Nassau" entnommen.

| | |
|---|---|
| Bingen | Stadt am Rhein an der Mündung der Nahe, gegenüber Rüdesheim |
| Feldberg | Der höchste Berg im Taunus, 800 m hoch, Wintersport |

# Als wir auf der Schulbank saßen

## Von Engelbert Hertel

„Ihr bekommt überhaupt nichts mehr auf! Ihr wißt ja gar nicht, was arbeiten heißt. Da mußten wir ganz anders ran, als ich noch zur Schule ging", — das sind so Worte, die jeder Junge kennt, wenn der Vater einmal Zeit findet, mit ihm zu arbeiten.

Waren hier die „alten Zeiten" auch die „besseren Zeiten"? Wohl nur in der Erinnerung, nicht in Wirklichkeit.

Vor 20 oder 30 Jahren, da gab es noch keine Kurzstunden, da hallte noch nicht der Ruf „Hitzefrei" durch die Gänge, da wurde vor- und nachmittags unterrichtet, ganz abgesehen von den Stunden, die für den Literarischen Verein, für Rudern, für Kurzschrift und dergleichen draufgingen. Besonders der Nachmittagsunterricht lastete schwer auf uns allen, Lehrern wie Schülern. Im Sommer lag die Hitze und die gesegnete Müdigkeit nach dem Mittagessen auf uns, — im Winter waren die Kachelöfen schon so merklich abgekühlt, daß die Hände bläulich anliefen und auch von den leicht rauschenden Gasflammen nicht wärmer wurden. Ach, diese Gasflammen mit ihren Milchglasglocken! Wie oft wurden sie zerschlagen! Bei jedem Klettern über die Bänke stieß der Kopf dagegen (es gab ja noch das Rauf- und Runtersetzen für gute oder schlechte Antworten, das so viel Unruhe mit sich brachte!) Wehe uns, wenn gar vor Beginn eine richtige Holzerei im Gange gewesen war, die ein paar Lampen gekostet hatte! — „Wer hat die Glocke zerschlagen?" — Natürlich niemand. Also gab es entweder eine saftige Strafarbeit (sie war recht beliebt, — heute ist sie verschwunden), oder es gab Arrest. Manche Schulen hatten selbst festgesetzte Stunden, zu denen sich alle „Arrestanten" aus den Klassen versammeln mußten, um unter Aufsicht ihr Stündchen „abzubrummen". Diese bequeme Weise der Bestrafung verführte naturgemäß dazu, schneller Arrest zu verhängen, als nötig war. Eine Benachrichtigung an das Elternhaus gab es nicht, außer in schweren Fällen, dann hieß die Strafe: Karzer. Daß eine Mutter wegen ihres Sohnes zur Rücksprache in die Schule gekommen wäre, das gehörte wohl zu den seltensten Ausnahmen.

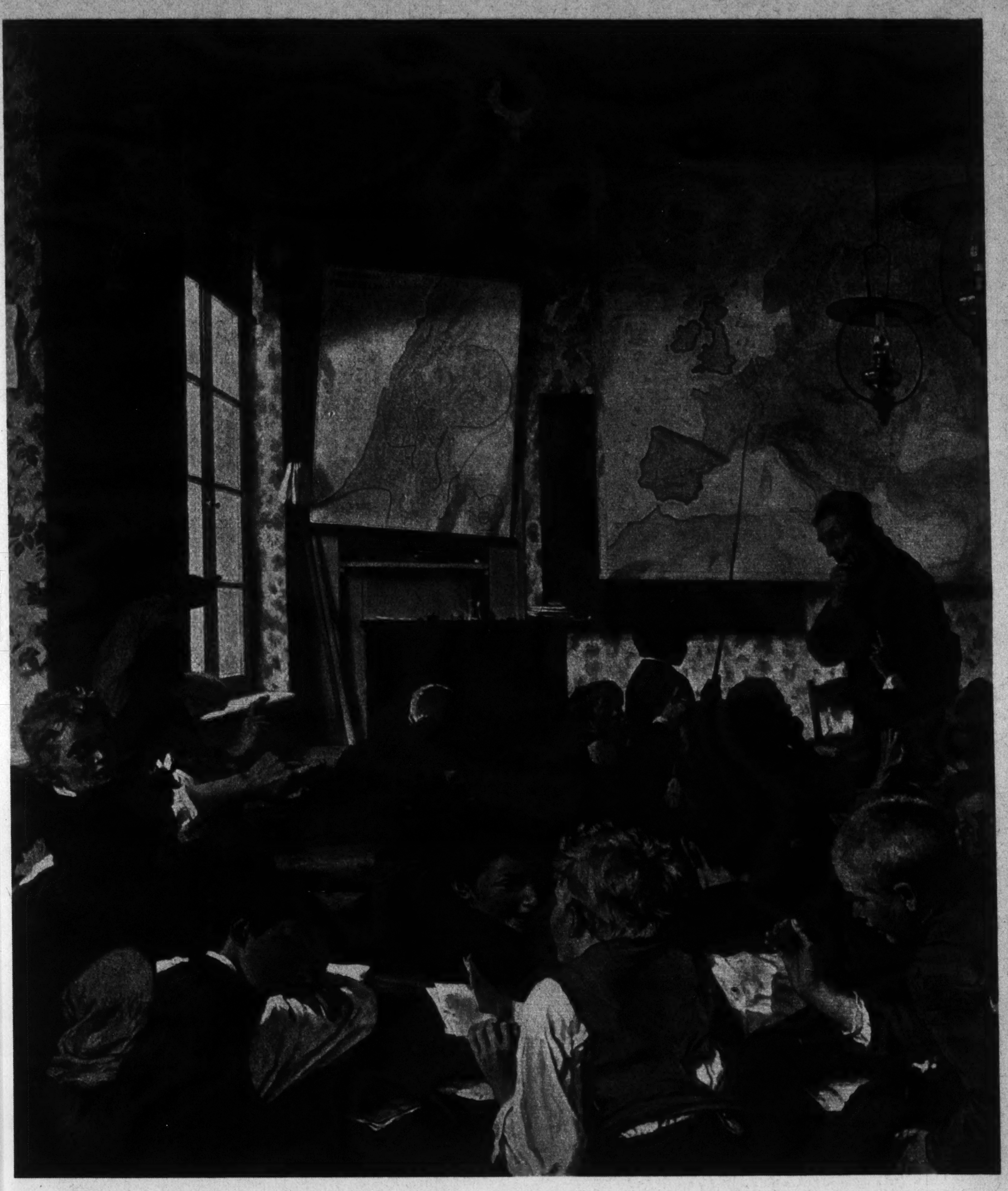
Etwas milder fiel eine andere Art Strafe aus, — das Antreten in der Wohnung des Lehrers, der dann die vergessenen Vokabeln abfragte oder eine liederliche Arbeit noch einmal bei sich anfertigen ließ. Zum Glück ist diese Gepflogenheit jetzt verschwunden, — ebenso wie das Nachhausetragen der Hefte, mit Bindfaden umschnürt oder mit Lederriemen und zwei Holzdeckeln zusammengeschnallt. Was war die Folge? Beim nächsten Klassenkameraden wurde auf seiner Bude Halt gemacht, das Heft des Primus herausgesucht und dann die eigene Arbeit mit der mitgebrachten Schultinte verbessert. Dazu mußte man mit dem Hefteträger auf gutem Fuße stehen. Seine Gunst mußte erkauft werden; entweder schrieb er dafür von uns die mathematische Aufgabe ab oder er erbat sich unsern Hausaufsatz als Muster.

„Habt ihr denn auch so viel Klassenarbeiten geschrieben?" — „Auch so viele? — Mein Junge, wir haben wöchentlich und vierzehntägig geschrieben, und das beinahe für alle Fächer. Natürlich muß das viele Korrigieren für die Lehrer eine arge Belastung gewesen sein. Unser Chemiker ließ sich selbst von Stunde zu Stunde das Vorgetragene schriftlich ausarbeiten und sah zweimal wöchentlich unsere 40 Hefte durch. Noch heute möchte ich den Hut ziehen vor seiner Arbeitskraft."

Andere machten es sich bequemer und gaben jahraus, jahrein immer dieselben Arbeiten und Aufsatzthemen. Deshalb gingen die alten Hefte als kostbares Vermächtnis von Hand zu Hand. Auch das ist vorbei, denn nach der Versetzung wandern alle alten Hefte heute in die Stampfmühle. Ein Kapitel für sich waren die deutschen Aufsätze. Es gab entweder literarische Themen: „Durch welche Mittel läßt Schiller die Schuld Wallensteins in milderem Lichte erscheinen?" — oder es gab freie Themen: „Lust und Liebe sind die Flügel, sie führen über Berg und Hügel." Diese mußten nach der Chrie behandelt werden. Nun war die Chrie ein praktisches lateinisches Verschen, das ich heute noch auswendig kann: „Quis? Quid? Cur? Contra. — Simile et Paradigmata. Testes." also: „Wer hat das gesagt? Was hat er gemeint? Warum hat er es gesagt? Was bringt das Gegenteil? Aehnliche Beispiele, Vorbilder, Zeugen." Wer die Reihe durchbehandelt hatte, war fertig. Nein, noch nicht ganz, denn das Schwierigste fehlte noch: „Hast du schon eine Einleitung? Was nimmst du als Schluß?" Wenn diese Art Aufsätze verschwunden sind, dann weinen wir darum keine Tränen. Aus den jetzigen Arbeiten mit der Wiedergabe eigener Beobachtungen und Erlebnisse strömt uns eine ganz andere Frische und Lebensnähe entgegen.

Was wir im Deutschen gelesen haben? Nur die Klassiker, diese jedoch gründlich, manchmal selbst mit Quellensucherei und Aufbauarchitektur! — Nur eins sollten wir mehr, nämlich wieder mehr auswendig lernen. Das fing bei uns schon früh mit einer ganzen Reihe von Bibelsprüchen und Kirchenliedern an und hörte mit Goethes Gedichten und mit Horaz-Oden auf. Wenn heute nun so viel weniger auswendig gelernt wird, so tut mir das leid, denn im Jugendalter fällt das Lernen nicht schwer, und für diese kleine Mühe steht jedem später ein wahrer Schatz an Sprachgut zur Verfügung.

Ohne Zweifel hat sich auf keinem Gebiete so viel geändert wie in der Physik. Damals war in 2 bis 3 Schränken die ganze Sammlung an Apparaten untergebracht. Die Versuche gelangen oder auch nicht. Ein Ver-



Schulstube in alter Zeit — Gemälde von Carl Hertel

such gelang immer: „Beobachten Sie, wie ich diesen geradlinigen Stab ins Wasser tauche, — und schon sehen Sie die Brechung seiner Linie!" Als Stromquelle stand da ein dickbeiniger Tisch mit einem Kasten und einem mächtigen Schwungrade: die Dynamomaschine, der Stolz der Anstalt. Wenn eine elektrische Birne brennen oder gar Wasser zersetzt werden sollte, dann mußten zwei Jungen das Schwungrad ganz gehörig drehen, bis genügend Strom kam. Welch Ereignis und Familiengespräch, als wir vor der ersten kleinen Röntgenröhre sehen konnten, wie viel Geldstücke und Uhrschlüssel in unserem Portemonnaie lagen und was für grünliche Knochenfinger wir an der Hand hatten! Die ersten beweglichen Bilder vermittelte uns die

Anschützsche Trommel mit den Sehschlitzen am oberen Rande und den eingelegten schwarz-weißen Bildstreifen. „Können Sie sich noch besinnen, wie der Pudel durch den Reifen sprang und wie die beiden Kinder sich den Ball zuwarfen?“ Anstatt Bildwerfer und Schmalfilmappart stand da eine Laterna Magica, die ihre „Nebelbilder“ erst dann richtig hell an die Wand warf, wenn das Kreidestückchen in der Sauerstoff-Flamme weißglühend geworden war. Als geradezu aufregende Stunde steht jene vor mir, als der Lehrer ein Kästchen öffnete, zwei Finger vorsichtig in eine Wachsröhre steckte, sie vorsichtig abwischte und dann auf den Edison-Phonographen schob. Ein Uhrwerk schnurrte, es krächzte ein paar Mal, und dann konnten wir mit einiger Phantasie das Aufziehen der Berliner Wachparade heraushören. Es gab einen Spezialisten unter uns, der machte dieses Knacken und Krächzen mit seiner Stimme nach mitsamt der Musik und schuf uns so manche fröhliche Minute.

Sollten die Schüler anders gewesen sein? Wohl kaum, doch gab es oft reichlich alte Burschen, die beim jedesmaligen Sitzenbleiben auf die nächste Anstalt zogen, um da von neuem ihr Glück zu versuchen. Sie bildeten mit ihrem Gebaren als „große Herren“ eine rechte Gefahr für die Klassen. Im ganzen genommen war der Ton und der Verkehr zwischen Lehrern und Schülern ein weit härterer. Wir sahen im Lehrer nur den gestrengen Herrn, der uns nichts durchgehen lassen durfte. Darin ist ein ganz erheblicher Wandel zum Ungezwungenen und Kameradschaftlichen eingetreten. Ein Scherzwort belebt heute die Stunden viel häufiger, — wenn auch ein Teil der alten Strenge bleiben muß, sonst schlägt die Jugend über die „Stränge“, und die Zucht ist dahin. Nur auf unseren Ruderfahrten während der Ferien erfuhren wir, daß auch der Lehrer ein guter Kamerad und lieber Mensch sein kann. Er wurde von Regen naß wie wir, seine Hände bekamen dieselben Schwielen wie unsere.

Ziemlich zurückgegangen ist auch das Wohnen von auswärtigen Schülern in Massenpensionen, die bis zu einem Dutzend Jungen beherbergten und des öftern revidiert werden mußten — eine wenig erfreuliche Arbeit. Schrecklich, wie eng die Jungen da zusammenhausten; noch schrecklicher, wie sie für ihr schmales Kostgeld verpflegt wurden. Fortgefallen sind ebenso die geheimen Schülerkneipen mit ihrem unsinnigen Biertrinken (im „Traumulus“ ist dies Gebaren für die Nachwelt aufgehoben worden). Uebrig geblieben ist davon nur noch die Abiturientenkneipe, die ständig an Boden mehr verliert; sie könnte als überständig ganz verschwinden.

Was sonst noch im wesentlichen anders geworden ist? Eins vor allem: Licht und Luft sind eingezogen, in die Räume und in die Menschen. Wir sind alle freier geworden, ein Geist der Gemeinschaft ist über uns gekommen. Nichts mehr von verängstigten Gesichtern und der Angst vor dem Stocke.

Wie leer und unfreundlich waren doch die Klassenräume! Was hing denn schon Gutes an den immer grauen Wänden! Nichts als die Herrscherfamilie, Bismarck im Helm, Moltke in Mütze, die Kaiserproklamation von Versailles und jene große Zeichnung mit dem Erzengel Michael: „Völker Europas, wahret eure heiligsten Güter!“ Wer heute zu uns kommt, findet überall helle Farben, große Fenster, bunte Bilder, Wiedergaben deutscher Meister, kurze, bequeme Klapptische an Stelle der übermäßig starken Eichentische und Bänke, in die ganze Geschlechter ihre Namen und Verschen eingeschnitten hatten.

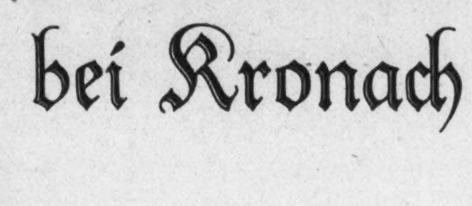
Das immerhin einseitige Turnen hat sich zu den alles umfassenden Leibesübungen ausgewachsen, die tägliche Turnstunde meldet immer lauter ihr Recht an: wir brauchen kräftige und harte Menschen, keine Zierjungen und Stubenhocker. Auf dem Turnhofe herrscht ein viel fröhlicheres und ungezwungeneres Treiben. Am liebsten spielt der junge Sportlehrer beim Handball selber mit oder zieht die Boxhandschuhe an und macht dir recht „gefühlvoll“ klar, wie ein richtiger Hieb sitzen muß. Dein Stolz, mein Junge, liegt heute im Sportabzeichen und in der Nadel für Rettungsschwimmen, nicht mehr in der Anzahl kommentmäßig getrunkener Glas Bier und mannhaft gerauchter Zigarren.

Aus dem Gesangunterricht mit dem auf der Geige vorspielenden Lehrer hat sich ein Musikunterricht mit Erläuterungen an der Schallplatte und mit ganzen Schulkonzerten entwickelt. Bildwerfer und Schmalfilm haben die verstaubten Bilder vom Colosseum und von den Tempelstilen verdrängt. Mit ganz anderer Freude sehen wir uns die Lichtbilder an, welche die Kulturhöhe unserer Vorfahren zeigen, als sie ihre schmalen Bronzeschwerter gossen und den Goldschmuck von Hiddensee hämmerten. — Ueber das Zählen der Staubgefäße und Zeichnen von Blütendurchschnitten haben die frischen Blumen und Kräuter des Schulgartens gesiegt. Heute sitzen die Schüler im Sommer in der Unterrichtslaube vor den grünen Bäumen, fahren auf 4 Wochen ins Landheim, gehen in eine Waldschule. Wer bastelt, Flugzeugmodelle baut, chemische Uebungen mitmacht, hat keine Zeit mehr für das geheime Kneipen.

Dazu gesellt sich als letztes und wichtigstes das straffe Zusammenfassen aller Jugendlichen in der Hitler-Jugend, — ohne Zweifel die wirksamste Waffe gegen alle Eigenbrödelei und Schlaffheit. Hand in Hand damit geht der Gemeinschaftsempfang in einer Schulgemeinde, durch die alle, Erwachsene wie Kinder, unmittelbaren Anschluß finden an Freud und Leid des öffentlichen Lebens.

Fürwahr, es ist schon manches anders geworden als vor 25 Jahren, wenn auch noch manches zu tun übrig bleibt. Zu den häßlichen Schlacken, die noch geblieben sind, gehört das unehrliche Arbeiten und das Abschreiben. Hierin sind uns die englischen Schulen von je über. Dort schreibt kein Junge ab, nicht, weil es verboten ist, sondern weil es unter seiner Würde liegt, weil es einfach nicht „gentlemanlike“ ist. Von den dortigen Mädchenschulen wird genau dasselbe berichtet. Wie ständen wir da, wenn alles Mogeln und feige Verkriechen hinter die Klassengemeinde verschwände, wenn jeder junge Missetäter nach all diesen Lappalien von selber hervorträte: „Ich bin's gewesen.“ Das gäbe Männer und Frauen, auf die sich bauen läßt. In abermals 20 Jahren, so glauben wir, wird auch das überwunden sein, und eine solche Generation ist dann die „verschworene Gemeinschaft“.

# Die Vierlinge von Küp






Küps ist ein Dörfchen bei Kronach in der Bayerischen Ostmark; ein Dorf, nicht anders wie alle dort in der Gegend. Die Menschen schaffen, freuen sich, leiden, kurz, auch sie sind wie überall; und es wäre wohl nie von dem Dörfchen in der großen deutschen Presse die Rede gewesen, wenn nicht eines Tages bei den Eheleuten Zimmerlein, es war der 30. und 31. Dezember 1935, das erste „Wunder von Küps" geschehen wäre. Ein Wunder, so schön, daß es allen ein freundliches Lächeln entlockt, die davon hörten. Zwei Kinder waren dem Ehepaar Zimmerlein bereits gestorben. Da schenkte ihnen die Vorsehung eben am 30. und 31. vier kleine Mädchen zugleich. Erika, Henriette, Marianne, Margarete. Alle vier waren gesund und munter, so daß die Freude der Eltern wohl verständlich war. Aber das Leben ist hart — und die Not leicht zu Gast, wo viele Mäuler satt werden wollen. Da aber griff der Gauleiter ein und versprach den Eltern eine regelmäßige Hilfe. Bald kamen dann auch Spenden aus dem ganzen Reich. Wenn dadurch auch die Eheleute nicht im Ueberfluß schwelgen konnten, so war doch für die erste Zeit Sorge getragen, daß die Not nicht an die Tür pochte, dennwie gesagt, vier kleine Lebewesen erfordern nicht allein 4 Ausrüstungen, sondern auch viel Arbeit und sorgsame Pflege.

Nun sind unsere Vierlinge bereits ein Jahr alt; kreuzfidel und mit allen Schwächen und Vorzügen solcher kleiner Weltenbürger ausgestattet. Aber Vater und Mutter sind noch immer so wenig geneigt, wie seinerzeit, ihre Kinder als Schauobjekte benutzen zu lassen. „Sie sollen aufwachsen wie alle anderen Kinder", sagen sie. Gesorgt werden aber wird auch weiter. Am ersten Geburtstage der Vierlinge ließ Gauleiter Wächtler, der Reichswalter des NSLB., erneut mitteilen, daß er allen vier Kindern alljährlich bis zum vierten Lebensjahre einen ansehnlichen Geldbetrag überweisen lassen werde. Darob herrscht große Freude im Haus. Wir aber beugen uns voll Ehrfurcht vor der stillen Frau im Frankenwald bei Kronach, deren größter Stolz und Lebensinhalt es ist, vier junge Menschen gesund an Leib und Seele zu erziehen. H. Hansen.

Aufnahmen: Presse-Bild-Zentrale



# Das sprachkranke Kind

**Von Albert Wiegand**

Der Sprachgebrauch bezeichnet die sprachkranken Kinder gewöhnlich mit dem Namen „Stotterer" und übersieht dabei, daß es im wesentlichen — von kleineren Gruppen abgesehen — zwei große Gruppen sprachkranker Kinder gibt, die Stammler und Stotterer.

Was verstehen wir unter „Stammler"? Jeder wird sich schon an dem Geplapper des Kleinkindes, an seiner sogenannten „Bibisprache", erfreut haben. „Tomm, Tarl, wir dehn tur Doßmutti" oder „Unsege Tatze hat Sunne", so plaudert neckisch der Kleine, und alle Erwachsenen sind entzückt und antworten dem Kinde in seiner Kindersprache.

Das Kind kann in diesem Lebensalter verschiedene Laute noch nicht richtig bilden. Besondere Schwierigkeiten machen das K, das G, wofür T und D eingesetzt werden; weiterhin das F, S, Sch, L und R. Es ersetzt dann diese Laute durch andere, die es bereits sprechen kann, oder es läßt in schwierigen Lautverbindungen unbekümmert einen oder auch mehrere Laute aus. Trotz dieser Mängel kann man das Kind verstehen. Man darf sogar sagen, daß dieses fehlerhafte Sprechen in einem gewissen Lebensalter als normal anzusehen ist. Das Kind muß eben noch richtig sprechen lernen, genau so gut, wie es ja auch stehen, gehen, anfassen usw. erst ganz allmählich lernt. Beim Sprechen greifen die verschiedensten Muskelgruppen haarscharf ineinander, und dieses genaue Zusammenarbeiten macht dem jüngeren Kinde viel Mühe. Diese Schwierigkeiten werden nun aus den verschiedensten Gründen von manchen Menschen während des ganzen Lebens nicht überwunden. Sie bleiben Stammler, können nicht richtig lautgetreu sprechen, obwohl ihre Sprachorgane völlig gesund sind.

So interessant dem Hörer das Gestammel des kleinen Kindes auch sein mag, so unangenehm kann es in späteren Jahren für den Erwachsenen werden. Er wird dann vielfach verspottet, verlacht. Die Folge davon ist, daß er menschenscheu wird, Gesellschaften meidet, vielfach in seinem Fortkommen gehemmt und verbittert und verdüstert wird. Kann diesen Menschen nicht geholfen werden? Es gibt Fälle, in denen körperliche Mängel wie Wolfsrachen, Hasenscharte, zu kurzes Zungenbändchen usw. die Ursache des Stammelns sind. In diesen Fällen ist stets der Facharzt zu Rate zu ziehen. In den meisten Fällen sind die Aussichten auf Heilung sehr günstig. Ich habe es oft genug erlebt, daß Kinder von der schnellen Heilung überrascht waren, und die Mütter hocherfreut fast an ein Wunder dachten.

Ungleich schwerwiegender ist das allgemein bekannte S t o t t e r n. Nicht nur, daß die Ansichten der Fachgelehrten über das Wesen dieser Störung und damit auch über die Behandlungsweise weit auseinandergehen, sondern auch, weil der Heilungsprozeß durchweg viel länger dauert, Rückfälle häufig vorkommen, und die Heilungsaussichten nicht so günstig sind wie beim Stammeln. Beim Stottern handelt es sich um eine zeitweise krampfartig auftretende Unterbrechung des freien Ablaufes der Sprache. Der Stotterer bietet, rein äußerlich betrachtet, das umgekehrte Bild des Stammlers. Dieser kann nicht alle Laute sprechen, er spricht aber fließend. Dem Stotterer macht die Bildung sämtlicher Laute keinerlei Schwierigkeiten, aber er spricht nicht im Fluß, er stottert eben. Manche Stotterer können irgend einen Satz oder ein Wort nicht beginnen. Sie öffnen den Mund ... aber der Laut kommt nicht, sie pressen und drücken, schneiden Grimassen, vollführen unnötige Bewegungen mit Händen und Füßen ... endlich platzt das Wort heraus ... „Anton" ... Aber schon ist der zum Sprechen notwendige Luftstrom verausgabt ... die Stockung ist erneut da ... erneutes Atmen ... Bewegen, Pressen ... Hervorstoßen des Wortes ... Verschwenden des Luftstromes ... so geht es in einemfort weiter. Man nennt diese Art des Stotterns das tonische Stottern oder auch kurz Tonus.

Andere Stotterer wiederholen einen Laut mehrfach ... „W .. W .. W .. Wilhelm". Sie sprechen dann einige Zeit einigermaßen fließend, stocken bei irgendwelchen „schweren" oder „gefährlichen Lauten, sprechen weiter ... stocken wieder usw. Hier handelt es sich um das sogenannte klonische Stottern oder den Klonus.

Ebenso wie beim Stammeln kann man auch in einer gewissen Entwicklungsphase des jüngeren Kindes von einem Stottern reden, das noch als normale Erscheinung zu gelten hat. Während einer Uebergangszeit vom Lallen zum Sprechen findet das Kind noch nicht immer rechtzeitig den richtigen Ausdruck, es wiederholt deshalb, um Zeit zu gewinnen, denselben Laut oder dasselbe Wort je nach Bedarf. Oder auch das Kind ist aufgeregt, ängstlich und stottert dann vor Verlegenheit (Verlegenheitsstottern).

Aber auch das krankhafte Stottern tritt meist schon in früher Jugend auf. Es entsteht durch Nachahmung stotternder Eltern oder Geschwister, infolge akuter Kinderkrankheiten (Diphtherie, Scharlach, Hirnhautentzündung), Rückgraterschütterungen, Kopfverletzungen, seelischer Erschütterungen und Aufregungen. Immer aber liegt eine nervöse Störung zugrunde. Gerade diese Tatsache ist das Verhängnisvolle beim Stottern. Wenn den Eltern das Stottern in früher Kindheit verhältnismäßig selten auffällt, dann liegt das daran, daß die Kinder wegen ihres Fehlers vielfach sprachscheu werden und die „schweren" Laute geschickt zu umgehen verstehen. Ja, diese schweren Laute! Daran klammert sich das Kind, die hat es beim Sprechen immer ängstlich vor sich, die will und muß es vermeiden, wodurch es immer unsicherer wird. Selbstverständlich werden diese „schweren" Laute von den Eltern gewissenhaft durchgeübt. Zu dieser steten Uebung tritt dann noch die Ermahnung, die Warnung, die Strafe hinzu ... ein völliges Verkennen des wirklichen Sachverhaltes, eine Behandlung, die das Leiden immer schwieriger werden läßt.

Die Heilung des Stotterns kann niemals durch äußere Beeinflussung der Symptome geschehen. Es ist vielmehr eine seelische Behandlung, eine Umerziehung des ganzen Menschen, erforderlich. Für diese Umerziehung hat sich der entsprechend vorgebildete Pädagoge mit seiner vollen Persönlichkeit einzusetzen. Viele Wege führen zum Ziel, wie die Geschichte der Behandlung der Stotterer zeigt. Welche Wege aber in jedem einzelnen Falle zu beschreiten sind, muß von Fall zu Fall nach sorgfältiger Prüfung aller

Der Eiger bei Mürren



Aufnahme: Agfa-Bildarchiv

Umstände entschieden werden. Von vornherein aber erwarte man bei der Heilung keine Wunder, wie sie vielfach in marktschreierischer Weise angepriesen werden! Man sei auf Rückschläge gefaßt und bedenke stets, daß Zusammenarbeiten aller Erziehungsfaktoren hier dringend notwendig ist.

In vielen Städten (Berlin, Hamburg, Wien, Halle) hat man zur Heilung der sprachkranken Kinder Sprachschulen eingerichtet, aus denen die Kinder nach völliger Heilung den Normalschulen wieder zugeführt werden. In anderen Orten sind sogenannte Sprachheilkurse eingerichtet, in denen die Kinder für einige Stunden in der Woche Sprachheilunterricht erhalten, im übrigen aber an dem Unterricht ihrer Klasse teilnehmen. Man führe diesen Schulen und Kursen die Kinder möglichst frühzeitig zu! Eine Fülle von Segen ist von beiden Einrichtungen ausgegangen, Wohltaten für Eltern und Kinder, über deren Größe sich durchweg der kein Bild macht, der nicht sprachkrank oder sprachleidend ist.





# Heimarbeit in der

**Von Wilhelm Molitor**

Hügelauf, hügelab auf gewundener Straße, im Taleinschnitt zwischen tannenbestandenen Hängen des Frankenwaldes, über kahle Geröllhöhen des Fichtelgebirges im Angesicht des Ochsenkopfes und des Schneeberges, auf den Hochstraßen des Bayerischen Waldes, über den Brennes und den Arber, dessen dunkler See seine Sagen tief im Grund birgt; — das ist unsere Winterfahrt durch die Bayerische Ostmark.

Der erste Schnee deckt Straßen und Berghär.ge zu, leuchtet rotviolett in verglimmender Abendsonne. Deutsches Grenzland, du bist schön im lichten Sommerkleid wie jetzt im herben Gewand des Gebirgswinters. Wir verstehen, daß deine Menschen sich einkrallen in deinen Boden, im Ringen um die Heimat, die in ihrer Vielfalt täglich zum Erlebnis wird, Not, Entsagung und zähen Lebenskampf auf sich nehmen, — deine Söhne und Töchter, die dein Boden und seine Geschichte zu harten, treuen deutschen Menschen erstarken ließen!

Diese Menschen haben wir aufgesucht, um den Lebenskampf eines treuen Grenzvolkes an den Mühen seiner entbehrungsreichen Heimarbeit zu zeigen. Arme Menschen schaffen, um einer heute wieder sorglosen Jugend im Reich Freude zu bereiten.

Gar viel von dem, was die Mutter im täglichen Gebrauch benützt und sorgsam jedes Stück hütet — den Wäschekorb, Brotkörbchen, Zierteller aus Weide und Markttäschchen aus Bast — ist Erzeugnis der Heimindustrie in der Bayerischen Ostmark. Ganze Familien hocken 15 bis 18 Stunden im gleichen Zimm
Vergrämte Eltern und bleichgesi
tige Kinder winden hier für ei
Stundenlohn von 20 Pfennigen d
bunten Bast um Tafeln aus Pap
oder Holz und um Weidenstecken,
sie darin befestigen, die bunten Ba
fäden. Eng ist der Raum. Nur
Tisch, niedere Hocker und Stapel v
Rohmaterial füllen ihn aus.
Luft ist schlecht, trocken und dum
Ein Fenster darf nicht geöffnet w
den, denn Stubenhocker sind en
findlich. Dicke Tücher sind den K
dern um den Hals geknotet.

Aber mit nie erlahmendem Fl
schafft Alt und Jung, die Bestell
gen rechtzeitig zur Ablieferung
bringen. In späten Nachtstund
sitzt manch junges Mädchen n

übe
wer
kam
mar
A
tigr
bra
ver
wei
Mü
in
den
des
duf
ihr
In
ten
—
stil
des



**Was fleißige Hände schufen, schmi**

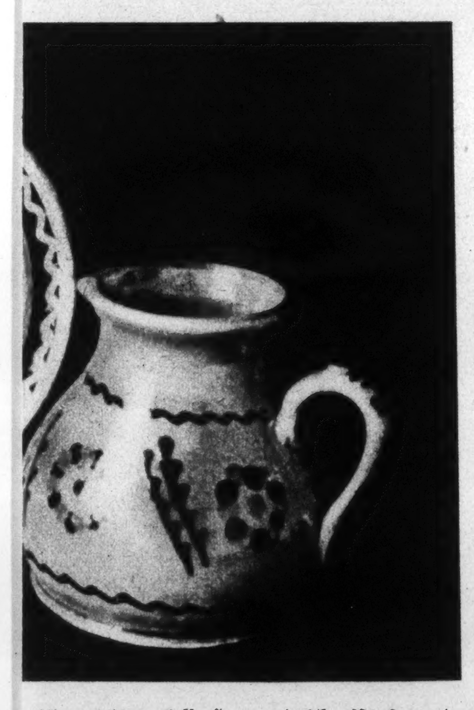


## ayerischen Ostmark

7 Aufnahmen von Leo Bauer

über einem feinmaschigen Flechtwerk, holt sich im Reichsberufswettkampf mit der Höchstleistung an manueller Fertigkeit einen Preis.

Auf Leiterwagen werden die Fertigwaren zur Ablieferungsstelle gebracht, säuberlich in Leinensäcke verhüllt. Radler tragen sie bündelweise auf den Schultern. Ein altes Mütterchen trägt sie hochgestapelt in dem Rückenkorb. Ueberall auf den Straßen des Lichtenfelser Landes, dem Mittelpunkt dieser Industrie, trifft man Hausierer, die ihre Verkaufsware abgeholt haben. In allen Größen und Farben leuchten die auf Bänder gezogenen Körbe, — ein buntbewegtes Bild in der stillen verträumten Hügellandschaft des Mains.

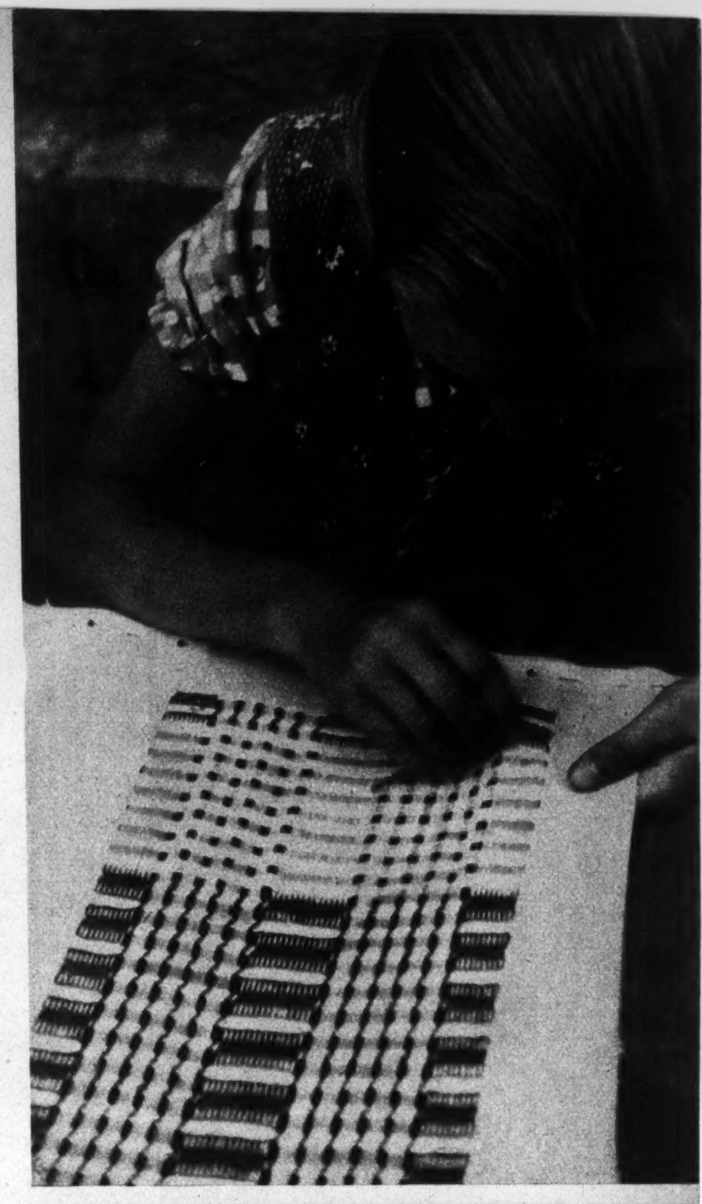


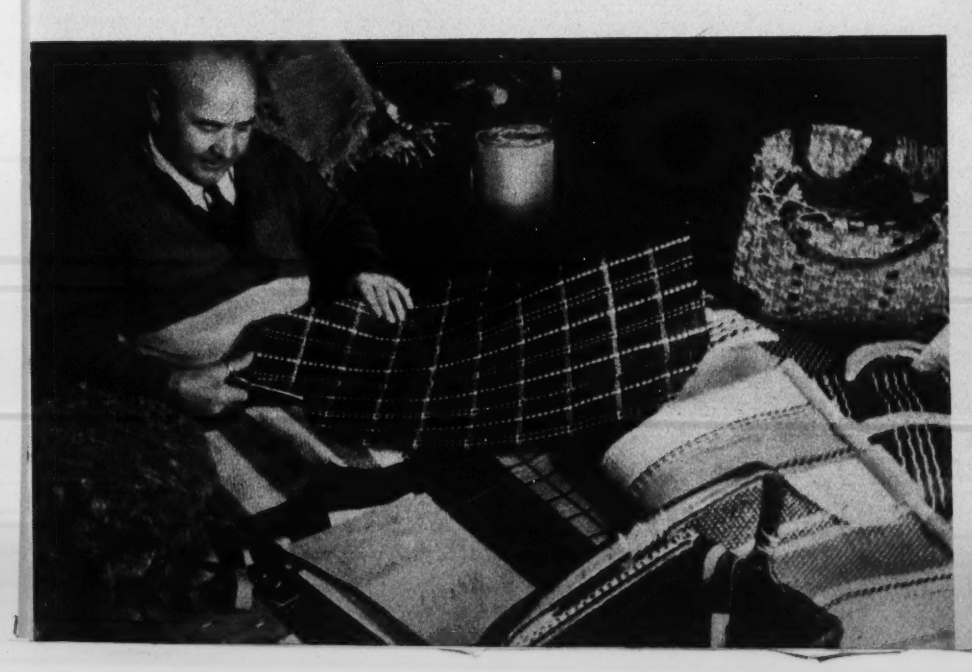
...tsche Elternhäuser und schafft Freude

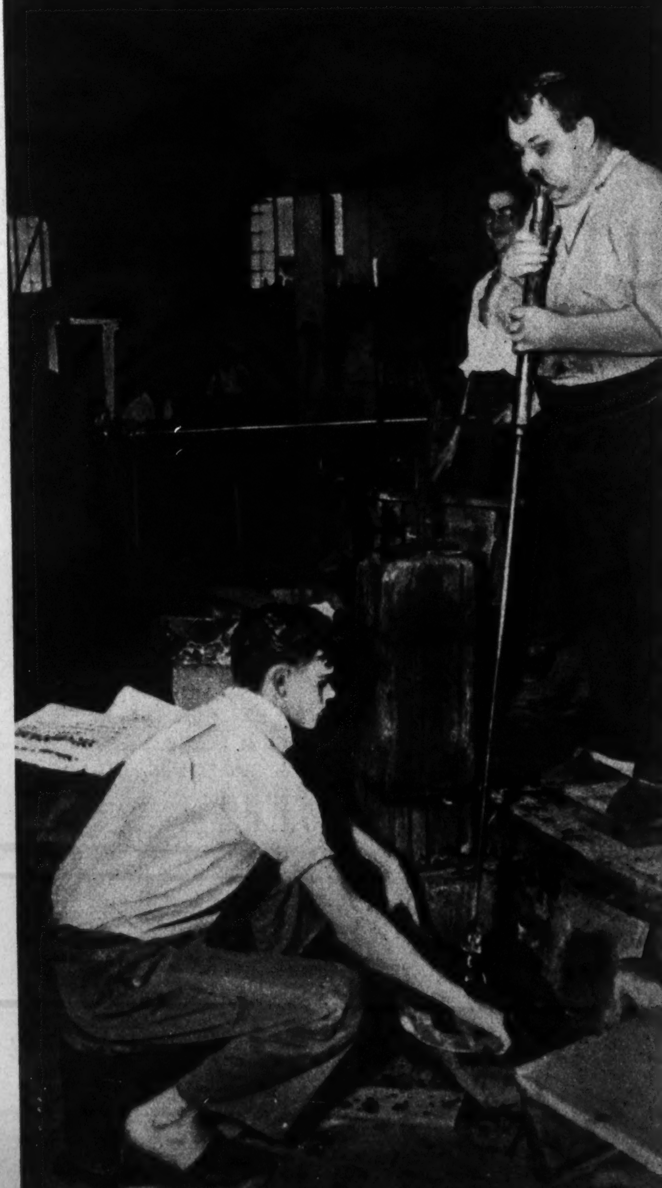
Viele Gebiete der alteingesessenen Heimarbeit liegen noch im Argen. Die Menschen mußten billiger arbeiten als die Maschinen, die ihnen harte Konkurrenz machten. Das neue Deutschland und vor allem die politische Führung des Gaues Bayerische Ostmark selbst unter dem persönlichen Einsatz Gauleiters Wächtlers setzen sich für die Pflege und Förderung der Heimarbeit ein.

Es ist hier nicht der Raum, alles an Erzeugnissen aufzuführen, die aus dem Gaugebiet ins Reich wandern und immer wieder die späteren Besitzer erfreuen: — Wolltücher und Schals aus dem Frankenwald, die Schalen und Plastiken der Keramik, die dem Liebhaber die Eigenart der Handarbeit in ihrer seltenen Schönheit zeigen, die Schmuckkästchen etwa oder die Perlmutterarbeiten. Und auch über die prächtigen Ostmarkservices der Porzellanmaler in der Bayerischen Ostmark, über die handgeschliffenen Kristallgläser, die mit ihrer Vielgestaltigkeit und den erlesenen Schliffmustern die Hausfrau entzücken, und letztlich über die Handstickereien und Klöppelspitzen braucht nichts besonderes gesagt werden.

Nicht der Stolz als solcher, den der Besitzer zeitlebens empfindet, nicht klingende Münze allein erfreut den Hersteller dieser künstlerisch einmaligen Sachen oder lohnte gar seinen Hausfleiß. Sie alle streben nicht nach großen Glücksgütern, aber sie sind unausdenklich dankbar, wenn sie wissen, daß ihr Kampf um die Existenz und damit um die Heimat und ihr deutsches Volkstum Würdigung und Unterstützung findet.







# So oder So? –

I.

Auf einem Schulhof während der großen Pause geschah es, daß ein kleinerer Junge weinend zum aufsichtsführenden Lehrer gelaufen kam.

„Die großen Jungen haben mir meinen Ball fortgenommen und ihn über den Zaun geworfen. Ich weiß es nicht genau, aber ich glaube, der Heinz Jahnke ist es gewesen."

„Heinz Jahnke soll mal herkommen!" —

„Hast du dem Kleinen hier den Ball weggenommen und ihn über den Zaun geworfen?"

„Nnnein — ich habe — die andern Jungs haben mit dem Ball gespielt — ich habe nicht — einer hat ihn dann genommen und ihn weggeworfen."

„Wer?"

„Ich — ich — ich weiß es nicht."

„Junge, ich rate dir, sage die Wahrheit! Euch Großen scheint schon seit längerer Zeit gehörig das Fell zu jucken, eure ewigen Nörgeleien mit den Kleinen sind schon nicht mehr mitanzusehen, und wenn du jetzt nicht die Wahrheit sagst . . . Du weißt, euer Maß ist voll . . . !"

Heinz Jahnke schluchzt und ist kreideweiß und der Lehrer, der schon die Hand erhoben hatte, um dem verstockten Sünder den Ernst der Situation klarzumachen und — das Maß der Großen war wirklich voll! — ein warnendes Exempel zu statuieren, erkennt, daß er den „richtigen" nicht vor sich hat. Aber er droht weiter — ob es zu Recht geschah und pädagogisch vertretbar war, bleibe dahingestellt — und auf dem ganzen Schulhof herrscht jene lähmende Stille, jene schreckliche „Gewitterluft", die wir alle aus ähnlichen Anlässen kennen.

Die Großen stehen mit verkniffenen Gesichtern herum, alle sind schuldbewußt, und wohl ist keinem von ihnen. Die meisten wissen, daß Heinz Jahnke nicht der eigentliche Uebeltäter ist, und daß die Prügel, die er jetzt erhalten soll, eigentlich der Ernst Wittkopp verdient hat. Aber wer soll das dem Lehrer sagen? Wer soll petzen? Ernst Wittkopp ist als Rächer zu fürchten, er nimmt es mit zweien von ihnen auf. Das will bedacht sein. Wenn sich doch der Ernst selber als Täter melden wollte!

Aber der steht da, gefühllos, anscheinend ganz uninteressiert.

Zu uninteressiert. Denn der Lehrer kennt ja seine Pappenheimer, und als er seinen Blick in die Runde schweifen läßt, da sieht er die Maske, die Freund Ernst aufgesetzt hat, und mit einem kräftigen Griff hat er ihn am Kragen.

„Du warst es!"

Wie ein Erlösungsschrei klingt dem Lehrer aus vielen Jungenkehlen ein bestätigendes „Ja!" entgegen.

Selbstverständlich versucht sich Ernst herauszulügen, und selbstverständlich bezieht er eine gehörige Tracht Prügel. Nicht — so verkündet nachher der Lehrer einer verschüchterten Jungenschar, — weil er dem Kleinen den Ball fortnahm, sondern weil er es anscheinend gefühllos mitansah, wie beinahe ein Kamerad seinetwegen zu Unrecht bestraft wurde. Nicht wegen der Tat, eben wegen der gemeinen Gesinnung habe er hier streng strafen müssen.

Keiner unter den Jungen, der dem Lehrer nicht Recht gab und sich nicht für Ernst Wittkopp schämte.

II.

Ich war selber Zeuge des obigen Vorfalles, der, ich weiß nicht weshalb, mich lebhaft an ein Erlebnis aus meiner eigenen Schülerzeit erinnerte.

Wir waren damals so an die 15 oder 16 Jahre alt, und eine Klasse nicht besser und nicht schlechter als eine Klasse voll Jungen in den berühmten Flegeljahren zu sein pflegt. Es war vor einer Naturkundestunde, wir waren fröhlich und vergnügt, denn Naturkunde bei dem Lehrer L. das war etwas nach unserm Herzen, und Lehrer L. war unser Mann.

Da kam ein schwarzer Hund in die Klasse gelaufen, ein kleines verschüchtertes Hundchen — mag der Himmel wissen, wie er sich in die heiligen Schulräume verirrte.

Großes Hallo! Jeder wollte ihn streicheln, jeder ihn auf den Arm




„Du warst es . . . ."

nehmen, jeder ihm irgend etwas Gutes tun. Wir wollten wissen, auf welchen Namen er hörte und probierten mit großem Stimmaufwand sämtliche Hundenamen durch, so daß wir fast das Glockenzeichen überhörten, das den Stundenbeginn anzeigte.

Wo nun hin mit dem kleinen Hund? Die paar „Vernünftigen" unter uns, die ihn vor die Tür setzen wollten, wurden überstimmt, und Hans S. nahm ihn und setzte ihn in eines der beiden Kathederfächer, deren Türen sich der Klasse zu befanden und schloß dessen Tür. Den Schlüssel nachher umzudrehen, dazu kam er nicht mehr; denn Herr L. trat ein.

Was mag er wohl von uns gedacht haben? Er war es gewohnt, in uns nicht Musterknaben zu sehen. Heute aber war die Klasse aus Rand und Band, und die Antworten, die er zu Beginn der Unterrichtsstunde erhielt, mögen an Verkehrtheit alles bisher Dagewesene übertroffen haben. — Wie sollten wir aber auch aufmerksam sein?! Unsere Gedanken und unsere Blicke waren ja nur auf den Kathederschrank und seinen lebendigen Inhalt gerichtet. Und die eine Schranktür hatte sich ein ganz klein wenig geöffnet, und eine schwarze Schwanzspitze war sichtbar geworden. Wohlgemerkt — nur für uns, der auf dem Katheder thronende Schulgewaltige sah und ahnte natürlich nichts. Mit unserer Haltung war es nun ganz aus. Der Lehrer schalt uns, nannte uns albern und ungezogen. Doch nur mit dem Erfolg, daß Alfred N., der sich am wenigsten beherrschen konnte, statt der Antwort, die der Lehrer von ihm haben wollte, puterrot vor verhaltenem Lachen einige unartikulierte Laute ausstieß und auf das Katheder wies. Dessen eine Schranktür hatte sich nun ganz geöffnet, und schwanzwedelnd schaute der kleine schwarze Hund in die Klasse. Wir schrieen vor Aufregung und Vergnügen. — Herr L. stieg vom Katheder, sah den Hund und — sah darauf die Klasse an.

Totenstille ...

„Wer hat den Hund in das Katheder gesetzt?"

Die Frage ist kaum ausgesprochen, als Willy St., vorher einer der „Vernünftigen", aufspringt:

„Ich, habe es getan, Herr L."




**„Er ging auf Hans zu, sah ihm tief in die Augen . . ."**

„Geh mir aus den Augen, schere dich hinaus!"

Willy St., kalkweiß im Gesicht, geht stumm zur Tür.

„K., bring' den Hund aus der Klasse," wendet sich Herr L. an den Klassenältesten.

Die Stunde nimmt darauf ihren Fortgang. Aber was für eine Stunde! Unerträglich für uns alle in ihrer Spannung. Alle fühlen wir uns schuldig; wir spüren, das Drama hat noch keinen Abschluß. Welchen wird es nehmen? Wird sich Hans S. noch als der wirkliche Täter melden? Sollen wir alle aufstehen und uns schuldig bekennen? Wir wechseln verstohlene Blicke. Es gibt nur einen Ausweg und — wir hätten ihn dafür umarmen mögen! — Hans S. wußte ihn auch. Plötzlich steht er auf und tritt aus der Bank. Wir hängen an seinen Lippen.

„Herr L., ich bitte Sie, den Willy St. nicht zu bestrafen. Ich war es. Willy St. ist für mich eingesprungen, ich weiß nicht, weshalb er es tat; ich hätte mich auch gemeldet, aber . . ." Seine Worte gingen in Schluchzen über.

Unser Lehrer L. war ein Kerl. Wir hatten ihn schon immer gern, aber fortan hätten wir uns für ihn totschlagen lassen. Er ging auf Hans S. zu, nahm seinen Kopf in seine Hände und schaute ihm in die Augen. Gesagt hat er kein Wort. Dann ging er hinaus und kam nach wenigen Augenblicken mit Willy St., der draußen in einer Fensternische gestanden und auf den kahlen Schulhof gestarrt hatte, wieder herein. Ich habe noch nie ein so glückliches Jungengesicht gesehen, wie das von Willy St. in diesem Augenblick.

Herr L. hat weder früher noch später den Vorfall auch nur mit einer Silbe erwähnt. Aber wir haben über die Geschichte oft gesprochen; sie schien uns gar nicht so sehr lustig.

Und wenn wir „Ehemaligen" jetzt noch dann und wann zusammenkommen, jetzt, nachdem schon an die 30 Jahre seit jenem Erlebnis verflossen sind, dann senden wir regelmäßig dem alten Herrn L. einen herzlichen Gruß. Einmal wählten wir dazu eine Postkarte, auf der ein niedlicher schwarzer Hund abgebildet war. Da hat er unserm Primus, der regelmäßig den Gegengruß von ihm empfängt, geschrieben, er habe bislang an die N a c h h a l t i g k e i t einer guten Erziehung geglaubt, nun müsse er zweifeln. Wir verstanden unsern lieben alten L. und unterließen fortan die Anzüglichkeiten.

Hans S. und Willy St. fehlen bei unsern Zusammenkünften. Hans S. fiel als Stoßtruppführer vor Amiens, und Willy St. starb an den Folgen eines schweren Bauchschusses, der ihn traf, als er einen verwundeten Kameraden, der hilflos im Vorfeld lag, in Sicherheit bringen wollte. J o h a n n e s  O t t o.

Zeichnungen: Allonge

# Wie Maxel sein Vertrauen verlor

## Von Peter Kintgen

Maxel, der kleine achtjährige Bub, schaut mit seinen blauen Seelenfensterchen so treuherzig und gläubig in die Welt, daß man darob alle Bosheit, die vielfach grassiert, schier vergißt.

Das heißt, gestern hatte er noch diesen Blick, den ich einmal im Bilde („Johannes") in einer Münchener Gemälde-Ausstellung festgehalten fand. — Gottbegnadeter Maler! — Gestern also noch, als er mir von seiner Mutter erzählte voll Begeisterung und Inbrunst, von seiner Mutter, die „gar nicht lügen kann. . . ." — Und mit Stolz deklamierte Maxel die Verse, die die Mutter ihn gelehrt: „Vor allem eins, mein Kind, sei treu und wahr! Laß nie die Lüge Deinen Mund entweihn!" — Glückliches Kind, dachte ich, glückliche Mutter!

Und heute!? — Maxel schaut nicht mehr gläubig in die Welt des Scheins; Zweifel weben in seinem Blick, verdichten sich zu Unglaube. Er weiß das Schreckliche und will's doch nicht wahr wissen. Er kämpft. Aber die Tatsachen lassen sich nicht wegleugnen. Er hat's ja mit eigenen Ohren gehört. Der Glaube wankt, das Vertrauen ist erschüttert.

Was war denn geschehen? Was war die Ursache dieser Revolution der Kindes-Seele?! Ach, in den Augen vieler etwas ganz Unbedeutendes; lächerlich, davon überhaupt zu reden. — Und doch!

Die Mutter las irgend ein originelles Buch von Busch und amüsierte sich köstlich. Maxel spielte ihr zu Füßen, baute Schlösser mit seinem Steinbaukasten. Das Mädchen trat ein und meldete leise: „Frau Müller . . ." — — „Anna, sagen Sie Frau Müller, ich schlafe; hätte den ganzen Morgen an Unwohlsein gelitten — — —," befiehlt die Mutter, „die gar nicht lügen kann" und heute morgen sehr fidel mit Maxel gespielt hat. Das kühne Schloß stürzt ein, und der kleine „Baumeister" schaut entsetzt auf von seinem zerfallenen Werk, schaut die Mutter an, — die bereits wieder in ihr Buch vertieft ist — mit großen, fragenden Augen.

Maxel packt seinen Baukasten ein, alle Lust zum Bauen schwand. Er setzt sich in die Sofaecke und blättert gedankenvoll in seinem Märchenbilderbuch. Nach einer kleinen Weile kommt der Vater herein. „War Frau Müller hier; ich bat sie heute morgen, dich einmal zu besuchen?!"

Und die Mutter raubt gedankenlos ihrem „Herzensjungen" den Rest von Glauben und Vertrauen, die Fundamente in dem Seelchen wanken:

„Ja, lieber Mann, aber ich konnte sie leider nicht empfangen. Frau Müller kam, während ich schlief, ich litt den ganzen Tag sehr unter Migräne und legte mich deshalb am Nachmittag nieder. Die Anna entschuldigte mich. Es tut mir sehr leid — —!"

Maxels kleiner Hand entglitt das Märchenbuch, das aufgeschlagene Blatt riß dabei ab!

Die Mutter gab ihm — in begreiflicher Erregung — einen leichten Klaps: „Gib acht! Nun ist das schöne Märchenbuch zerrissen!"

„Laß", wehrte der Vater, „wir verkleben den Riß wieder." Und Maxel ging weinend hinaus. Nicht der Schlag tat ihm weh, nicht das zerrissene Bilderbuch schmerzte. Nein, er hat mir's, seinem Vertrauten, am anderen Tage unter Tränen gestanden, was ihm soviel Kummer bereitet. — — —

# Die liebe Eitelkeit

## Von Max Schmerler

Ich war damals etwa neun Jahre alt; es war Winter, und ich sollte mit dem Vetter Ferdinand und dem Pferd in den Wald fahren, um Scheitholz zum Heizen unseres Backofens zu holen. Da wollte meine Mutter, daß ich dazu die großen Fausthandschuhe meines Vaters anziehen sollte; denn es war grimmig kalt. Ich aber lehnte großspurig ab: ich würde schon nicht frieren! In Wirklichkeit waren mir nur die Handschuhe nicht fein genug. Und als die Muter weiter in mich drang, die Handschuhe wenigstens mitzunehmen, und ich auch diesen Vorschlag zurückwies, da entschied der Vater ganz ruhig: „Wenn er denkt, daß er die Handschuhe nicht braucht, da zwinge sie



Das neue Märchenbuch

Aufnahme Denke



**Zwei Freunde** — Aufnahme Adolf Schmidt

ihm nur nicht auf." Und auch der Vetter Ferdinand war dieser Ansicht. Er gab mir sogleich den Zügel in die Hand, und ich fuhr triumphierend ab. Aber was geschah? Ich hatte noch keine fünf Minuten den kalten ledernen Zügel gehalten, als mich auch schon anfing, ganz erbärmlich an die Fingerkuppen zu frieren. Ich sagte natürlich zunächst nichts, sondern verbiß den Schmerz. Aber bald konnte ich das Nägeln nicht mehr ertragen und bat den Vetter, mir den Zügel abzunehmen. Der aber überhörte meine Bitte vollständig, obwohl er sonst nicht schwerhörig war und redete eifrig vom bevorstehenden Aufladen des Holzes. Erst nach abermaligem Drängen fragte er scheinbar verwundert, warum ich denn heute nicht kutschieren wolle, und ich mußte nun wohl oder übel Farbe bekennen und eingestehen, daß mich an die Finger fröre. — „Ja, was machen wir denn da aber, wenn du jetzt schon frierst, du sollst mir doch dann im Wald das kalte Holz zulangen?" fragte er ganz unschuldig. Damit nahm er mir nun mit seinen fausthandschuhbewehrten Händen den Zügel ab, und ich fuhr schnell mit meinen Händen in die Hosentaschen; schauerte aber bei dem Gedanken an das eisige Holz, das ich anfassen sollte.

Es ging denn auch alles planmäßig vonstatten. Der Ferdinand rückte den Schlitten zurecht und forderte mich dann auf, ihm die Scheite zuzureichen. Dabei stand er mit seinen großen Fäustlingen so wohlversorgt auf dem Schlitten, daß ich etwas darum gegeben hätte, wenn ich wenigstens einen von ihnen gehabt hätte. Mit Sehnsucht dachte ich jetzt an die wunderbaren, dicken Handschuhe des Vaters, die ich Esel zurückgewiesen hatte. Aber es half nichts, ich mußte ohne sie das kalte, vereiste Holz anfassen. Ein, zwei Scheite reichte ich dem Vetter hinauf, dann aber fing ich an zu heulen vor Nägelgrimmen und weigerte mich, ihm weiter zu Diensten zu sein. „Ja, warum greinst du denn", fragte scheinheilig der Vetter. „Nu, weil ich keine Handschuhe hab." — „Ach so, itze tätst de se wohl gern ahziehe?" — „Freilich, das kannst du dir doch denken", sagte ich grob und hatte den stillen Wunsch, er werde mir seine ein wenig leihen. Aber er tat es nicht; er tat etwas anderes und viel Schöneres: Er griff in seine Hosentaschen und brachte — die Handschuhe meines Vaters heraus, wohldurchwärmt, und schob sie mir, lustig meckernd, über die Hände. Saperlot, tat das gut! Wie war ich nun dem Schalk von einem Vetter dankbar für die alten Handschuhe! Mit Feuereifer langte ich ihm nun das Holz zu und half ihm zuletzt die Kette um den aufgeladenen Stoß schlingen, nahm dann die Zügel furchtlos in die Hand und ging stolz neben dem Schlitten her, als müsse das nur so sein.

Am nächsten Tage brauchte mir die Mutter die Handschuhe nicht anzutragen: Ich hatte sie mir auf dem Backofen schon fein vorgewärmt.

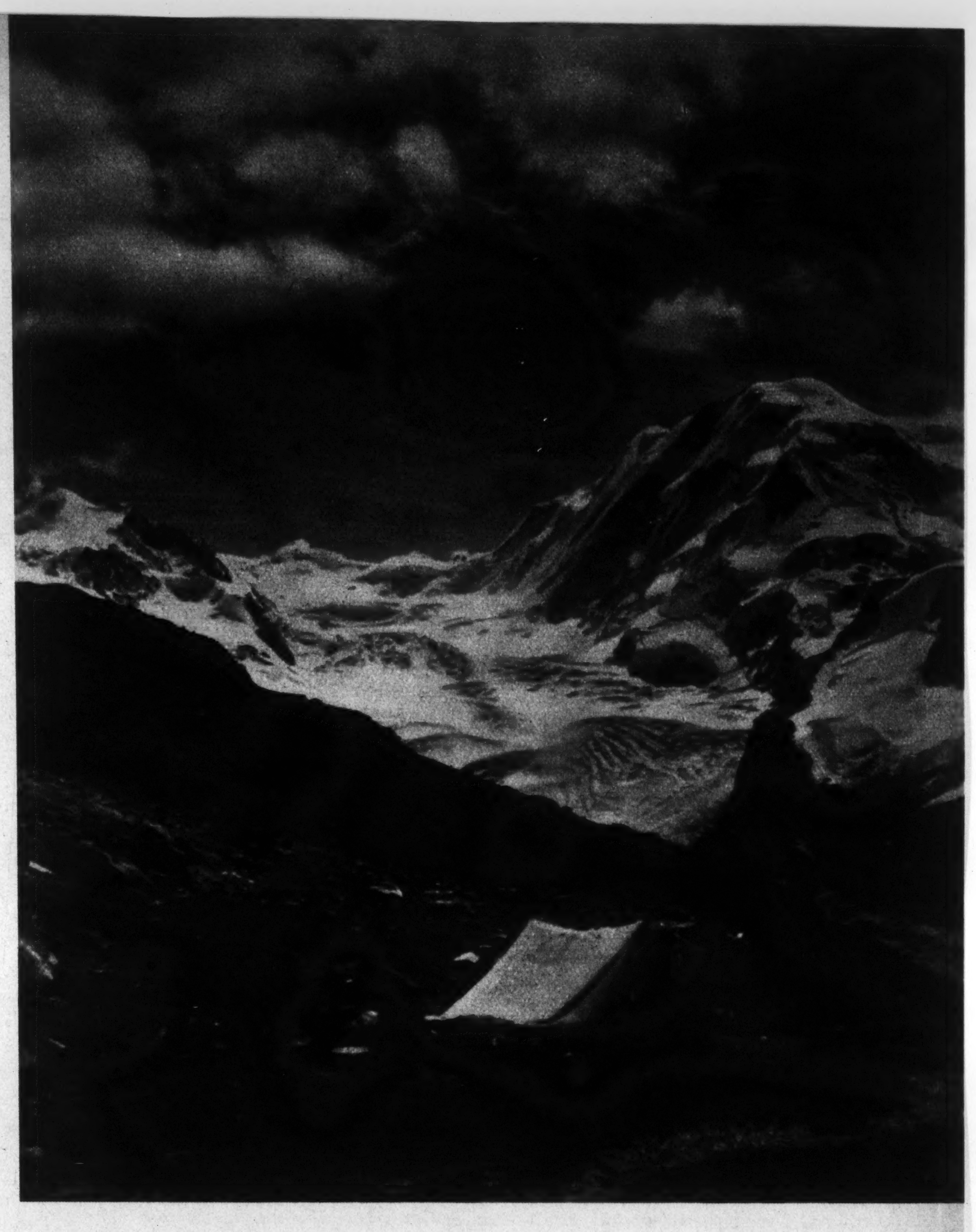
Henrich Hansen

# Der Fall Rosendahl

Man schrieb das Jahr 1908; da spukte in der Untertertia des kleinen Gymnasiums in H. die Revolte. Etwas Unerhörtes war geschehen. In Rosendahl, der kleinen Gastwirtschaft draußen vor dem Städtchen, hatte man die einzige Burschenschaft der Untertertia „Fähnlein der sieben Aufrechten" schwer beleidigt. Und das war so gekommen: Zehn Untertertianer hatten vor wenigen Monaten den Jahrmarkt besucht und dort bei einem Verkaufsstand dem Ausrufer zugehört, der immer und immer wieder blau-weiß-rote Bierzipfel mit einer gewaltigen Goldmedaille am Fußende als den letzten Schmuck für Burschenschaftler und solche, die es werden möchten, empfahl. In der einen Hand hatte er ein Bierseidel geschwungen, in der anderen den Zipfel hochgehoben und gesagt: „Hier, meine Herren Lehrlinge, Schüler und sonstige Unterdrückte, hier sind die Zeichen Ihrer Freiheit! Kaufen Sie! Eine Mark für beide. Legen Sie dieses farbige Band an, trinken Sie aus diesem Krug ein Schmollis und niemand wird Sie mehr von jenen freien Burschenschaftlern unterscheiden, von denen ich hier sechs Aufnahmen kostenlos diesen beiden Qualitätsarbeiten beilege!" Auf 6 Postkarten waren fröhlich zechende Studenten dargestellt und als sinniger Textschmuck dazu „Alt-Heidelberg du Feine" auf die Bildseite gedruckt. Da hatte Fritz Harmsen, der Anführer der Klasse, den Finger erhoben und hatte gesagt: „Nichts wie abhauen und Geld besorgen! Wir gründen eine Verbindung". Zehn Jungens waren in alle Winde gesaust, aber nur sieben Mann hatten das Betriebskapital für die Gründung der Burschenschaft „Fähnlein der sieben Aufrechten" an den Verkaufsstand schleifen können. Mit Maßkrug, Bierzipfel und 6 Postkarten bewaffnet ging es dann zunächst aufs freie Feld. Man beriet lange, wo das Verbindungslokal sein müsse. Karl Rasmussen war ein Vorsichtiger. „Wir müssen möglichst aus der Stadt heraus" sagte er. „Wenn die Pauker die Sache rauskriegen, sind wir erledigt." Niemand widersprach ihm, denn es galt auch damals nicht als schicklich, Untertertianer mit Maßkrug und Zipfel, die Klassenmütze verwegen ins Genick gesetzt, in Bierlokalen krakeelen zu lassen. Man einigte sich letzten Endes auf die Gastwirtschaft Rosendahl als Verbindungslokal. Hans Jans spendete aus Vaters eisernem Bestand 3 Kommersbücher; Johannes Behrens versprach aus dem väterlichen Laden das nötige blau-weiß-rote Band für die Burschenbänder zu besorgen. Kurz und gut, die Gründungsversammlung auf der Stadtwiese wurde zu einem großen Erfolg für Fritz Harmsen, der zugleich als erster Chargierter mit der Geschäftsführung des Bundes beauftragt wurde. Sie schliefen alle schlecht in der nächsten Nacht, die Bundesbrüder, denn man wußte mit bestem Willen nicht, wo man bis zum nächsten Tag die Bierkrüge unterbringen sollte. Verschiedene berichteten am nächsten Tage, sie hätten sie am Fußende des Bettes verstaut. Einer gluckste vor Vergnügen in sich hinein und flüsterte etwas von einem diskreten Oertchen, woselbst er den Bierkrug zu verbergen gezwungen gewesen sei. Fritz Harmsen dagegen betonte: „Ich habe die Sachen mitten auf meinen Tisch in mein Zimmer hingeknallt. Wäre doch gelacht, wenn jemand gewagt hätte, mir dieser Angelegenheit wegen schief zu kommen." Nun, wie gesagt, die Bierkrüge waren gerettet. Noch am Vormittag wurde in der Schule beschlossen, ein eigenes Bundesorgan herauszugeben. Da es an Schreibmaschinen usw. gebrach, blieb nichts anderes übrig, als die Publikationen durch Abzug den verehrlichen Bundesmitgliedern nahe zu bringen und so geschah es. Daß es über eine einzige Ausgabe nicht hinausgekommen ist, spricht nicht gegen die Idee, wohl aber für die Bosheit der Menschen; denn als Erich Küfer, der Weinhändlerssohn und Chefredakteur der Zeitung die erste Ausgabe fertig hatte, verklopfte sein Vater ihm gehörig den Hosenboden und vernichtete, man sagt wohl richtiger, stampfte die erste Auflage völlig ein.

Nun zur Gründungstagung. Es war ein sonniger Frühherbsttag, als die Bundesmitglieder, mit Zipfel und Burschenband angetan, ein eingewickeltes Paket in der Hand, nach Rosendahl zogen. Man belegte im Garten einen langen Tisch, wischte sorgsam mit dem Papier die Spuren der Hühnerzucht von dem langen Holztisch und setzte mit forschem Ruck die Krüge auf den Tisch. Fritz Harmsen übernahm das Präsidium. Der Wirt erschien. „Eigentümlich, wie der Mann", so dachten sie alle, „auf uns stiert", als er langsam die Hände auf dem Rücken durch den Garten kam. Der Präside erhob sich und sagte: „Bitte eine Lage für die ganze Corona." Der Wirt schmunzelte ein wenig und fragte dann: „Wo habt ihr denn die schönen Bierseidel her? Wenn ich nicht irre, vom „Jakob von Amerika", nicht wahr? Und fein habt ihr euch gemacht!" Dabei faßte er respektlos an das Burschenband von Fite Kröger. Der erhob sich ein wenig in den Kniekehlen und sagte: „Bitte, nicht daran reißen, es ist hinten mit Stecknadeln festgemacht." Der Präside wurde energisch. „Hoffentlich", sagte er spitz, „kriegen wir noch unser Bier?" „Ja", sagte der Wirt, „euer Bier sollt ihr haben; aber ich muß euch erst ein wenig auf den Zahn fühlen. Sagt mal, könnt ihr auch Bier vertragen?" Wütende Proteste wurden laut ob dieser Frage. „Gelacht", schrie einer, „Ehrensache", ein anderer. Der Größtprahligste schrie sogar: „Sehen wir denn aus, als wenn wir aus Mausedreck gefeilt sind?" Der Rosendahler schmunzelte still vor sich hin. „Also", sagte er, „die erste Frage geht in Ordnung. Nun die zweite. Woher habt ihr das Geld?" „Von Mutter", sagte Fite Kröger. Doch der Präside verbat ihn den Mund und erklärte: „Taschengeld, Herr Jessen, Taschengeld!" „25 Pfennig raus!" Die sieben Aufrechten legten ihr Geld auf den Tisch. „So", sagte er, „nun wollen wir die Sache etwas anders machen. Bier, Jungens, schadet euch. Ihr kriegt alle jetzt den Seidel voll Himbeer mit Schuß." Da erhob sich

**Wo das Schweigen herrscht**



Aufnahme Heinz Stockh (aus „Das deutsche Lichtbild“ Bruno-Schulz-Verlag, Berlin)

ein wütendes Gebrüll. Erich Küfer brüllte: „Gemeinheit! Gemeinheit!“ Und der Präside murmelte etwas von Mangel an Satisfaktionsfähigkeit und erklärte, man könnte sein Geld überall anlegen. Da griff der Wirt mit kräftiger Bewegung in die Tasche, nahm das ganze eingesammelte Geld wieder heraus, legte es in einen Biertopf und sagte: „Wenn ich nicht satisfaktionsfähig bin, dann habe ich mich auch nicht an Studentensitten und -bräuche zu halten!“ Sagte es, und nahm die eine, bisher verborgen gehaltene Hand hinter dem Rücken hervor. Ein zirka 1½ Meter langer Haselnußstecken kam zum Vorschein. „So, meine Herren, das Tänzchen kann beginnen.“ Und wuchtig sauste der erste Schlag mitten auf den Tisch. Zwei-, dreimal noch pfiff der Haselnußstecken scheinbar prüfend durch die Luft. Da wurde es den „sieben Aufrechten“ zuviel. Jeder griff nach seinem Bierseidel und suchte den Gartenausgang zu erreichen. Bei diesem Gerenne gerieten Fite Kröger und Fritz Harmsen etwas in das Gedränge. Knallend sausten die Krüge auseinander. Sie haben es aber erst viel später bemerkt, als sie mit dem Henkel in der Hand querfeldein stoben. Einige 50 Meter hinter Rosendahl fanden sich die sieben Aufrechten wieder. Was nun weiter geschah, darüber schweigt der gewissenhafteste Chronist, denn aus dem Bund der sieben Aufrechten, das hat man später gehört, soll ein Haufen sich raufender Burschen geworden sein. Jedenfalls darf als verbürgt gelten, daß der alte Feldhüter Klausen noch am nächsten Tage an der Kampfstelle 4 kaputte Bierkrüge, 2 völlig zerfetzte Burschenbänder und 2 vergoldete Anhänger vom Bierzipfel gefunden hatte. Auf dem Schulhof war es am nächsten Morgen furchtbar. In aufgeregten Gruppen lief die Untertertia umher. Alte Freundschaften waren durch die Affäre in Rosendahl zerbrochen. Während der Stunden waren, so sagte Professor Krause, abscheuliche Leistungen zu verzeichnen gewesen und der Präside von gestern hatte angedroht, er würde alles kurz und klein schlagen, wenn es nur einer wagte, ihn an gestern zu erinnern.

So endete eine große Sache an der Kleinlichkeit eines Wirtes und der Gewalt eines Haselnußstockes.

# Der Sohn der Furcht

## Roman von Möller-Crivitz

**Inhaltsangabe des bisher erschienenen Teiles:**

Edith Volkhagen, die Frau des Tierarztes in Kalwitz, erfährt von dem Befund der Aerzte, daß sie keine eigenen Kinder haben kann. Mit diesem Urteil kann sie sich nicht abfinden, darum bestürmt sie ihren Mann, ein elternloses Kind als eigenes anzunehmen. Diesem Wunsche kommt ihr Mann auch nach. Er fährt bereits am nächsten Morgen mit ihr in ein Waisenhaus, wo Edith Volkhagen ihr Herz sogleich an einen kleinen Jungen verliert. Der Tierarzt stimmt der Wahl seiner Frau zu, muß dann aber nachträglich von dem Anstaltsleiter erfahren, daß man über die Herkunft dieses Jungen nichts genaues weiß. Es kann sein, daß der uneheliche Vater des Kindes ein Mordbrenner war, es kann aber auch sein, daß es eines Bauern Kind ist. So kommt der kleine Gerd ins Haus des Tierarztes. Die Stiefmutter weiß nichts von dem Verdacht; wegen ihres Herzleidens hält ihr Mann alles von ihr ab, was sie beunruhigen kann.

(2. Fortsetzung.)

Tierarzt Volkhagen beobachtete die körperliche, mehr noch die geistige Ueberlegenheit seines Jungen argwöhnisch. Er konnte die kritiklose Voreingenommenheit seiner Frau nicht gutheißen. Darum warnte er immer wieder, den Jungen ihren Stolz nicht merken zu lassen. Oft genug hatte er gesagt, daß Gerd im Glauben an sich selbst zum Uebermut verleitet werde. Das aber konnte Edith nicht einsehen. Gerd dagegen wußte nur zu gut, daß der Vater gerade das streng rügte, was er bei seiner Mutter durchsetzen konnte. Deshalb zog er eine feine Grenze zwischen sich und dem Vater, die er stets sorgsam beachtete. Er war schlau genug, seinem Vater gegenüber keine Proben seiner Kühnheit und seines Draufgängertums zu geben, denn er wußte aus Erfahrung, daß er keine anerkennenden Worte hören würde. Seine Mutter nannte seine gelegentlichen Ausfälle von Ungebundenheit: Geltungstrieb, Selbstbewußtsein. Zwar verstand Gerd diese Begriffe noch nicht. Sie ließen ihn aber ahnen, daß er sich damit vor seinen Altersgenossen vorteilhaft auszeichne und er in den Augen seiner Mutter gewann. Sein Vater dagegen nannte den Geltungstrieb Flegelei, das Selbstbewußtsein Starrköpfigkeit, dann und wann auch „Rüpelei". Diese Worte verstand Gerd besser, denn bei ihrer Erwähnung hatte er oft nach seinem Hosenboden fassen müssen.

Wohl versuchte der Tierarzt, sich von dem furchtbaren Gedanken zu befreien, daß der Verdacht des Anstaltsleiters zu Recht bestehen könne. Aber dieses Ringen und stete Ablehnen forderte eine übermenschliche Kraft. Er hütete sich sorgsam, Edith den Verdacht auch nur ahnen zu lassen. Fürchtete er sich doch selbst, dieses Schreckgespenst beim Namen zu nennen.

Gerd war ohne Zweifel sehr begabt. Das wußten auch seine Lehrer. Aber je älter er wurde, desto mehr nahm seine Aufmerksamkeit in den Schulstunden ab. Das brachte ihm wenig Lob und viel Tadel ein. Um so üppiger aber wucherte seine Phantasie.

Immer wußte er die tollsten „Räuberpistolen" zu erzählen, die ihn im Kreise seiner Freunde beliebt machten. Gerd brauchte die Anerkennung seiner Altersgenossen. Fand er sie nicht durch seine geschickten Fäuste oder durch die spannende Wiedergabe atembeklemmender Schundliteratur, so wußte er immer wieder neue Streiche auszuhecken, bei denen er meistens als Anstifter entlarvt wurde. Das setzte zu Hause dann wieder böses Blut.

Edith versuchte ihn dann wohl in Schutz zu nehmen, und die Verfehlungen als harmlose Dummheiten hinzustellen. Aber der Tierarzt meinte schärfer zu sehen. Er erkannte, daß in Gerd eine Veranlagung schlummerte, die nichts Gutes versprach. Wenn er die ersticken wollte, mußte er streng und bestimmt sein. Und danach handelte er.

Jene Tage — und viele waren es im Jahr! — brachten dann kein frohes Lachen in die alten Räume des Patrizierhauses. Dann saß Edith still an ihrem Nähtisch und wischte heimliche Tränen fort. Wenn Gerd sie dann traurig sah, wurde ihm weh ums kleine Herz. Und dann gelobte er sich, niemals wieder ungezogen zu sein. Strahlten die Augen seiner Mutter dann nicht gleich, schmeichelte er so lange, bis sie ihn in ihre Arme schloß und zärtlich küßte.

Wie oft ermahnte sie ihn, sich dem Vater gegenüber doch nicht so scheu, so gedrückt zu zeigen. Wie oft sprach sie eindringlich auf ihn ein:

„Sei dem Vater gegenüber doch auch so vertraut, wie du es zu mir bist, Gerd. Der Vater hat dich so lieb wie ich."

Gerd schien schon das Erwähnen des Vaters unangenehm zu sein. Er antwortete:

„Mutti, der Vater ist immer nur streng. Und dann guckt er mich immer so böse an, daß ich Furcht habe. Dich, Mutti, dich habe ich nur lieb. Darum will ich auch immer daran denken, dich nicht traurig zu machen. Aber den Vater kann ich gar nicht so lieb haben, wenn ich auch möchte."

„Du bist dumm, Gerd. Der Vater ist nur gerecht gegen dich. Er will dir ein Freund sein."

„Mutti, ein Freund guckt einen aber doch nicht böse an. Sieh, Hans ist doch mein Freund und Daniel und du doch auch. Aber ihr guckt mich nie so böse an, wie der Vater immer."

Edith sah ängstlich um sich, als fürchtete sie die mahnenden Blicke ihres Mannes.

„Du irrst, Gerd. Der Vater sieht dich niemals böse an, ganz gewiß, glaube es mir nur. Das bildest du dir ein. Ich weiß es, daß der Vater dich sehr, sehr lieb hat."

„Sagt der Vater dir das?"

„Jawohl, Gerd, ich weiß es vom Vater. Sieh einmal, mein Junge, der Vater möchte, daß du einst ein gerader, stolzer Mann wirst, wie er. Das willst du doch auch werden, nicht? Nun, dann mußt du zuerst einmal gehorchen und viel lernen, sehr viel lernen, Gerd. Der Vater hat das auch müssen. Wenn du doch nur einmal ernstlich beginnen wolltest, keine Dummheiten und Streiche mehr zu machen, dann würdest du den Vater erst richtig kennenlernen. Und dann dürftest du ihn auch viel öfter im Auto begleiten. Du weißt nur nicht, wie schön es ist, mit dem Vater über Land zu fahren. Vater ist sehr klug: er weiß dir alles zu erklären und lehrt dich vieles kennen und verstehen."

„Mutti, ich mag gar nicht mit dem Vater ausfahren. Dann muß ich immer still sitzen und zuhören." Gerd seufzte. „Und ich verstehe doch nichts von dem, was der Vater mir von den Pflanzen und Tieren erzählt. Sieh, wenn Daniel mir im Garten die Blumen und Käfer zeigt, dann ist es viel schöner und lustiger."

„Du bist wirklich sehr dumm, Gerd. Daniel erzählt dir nur Märchen und macht seine Faxen mit dir. Vom Vater aber kannst du lernen, das ist wichtiger für dich."

„Ja, Mutti, aber wenn wir ausfahren, ist der Vater noch strenger gegen mich als hier zu Hause. Dann tut er immer, als habe ich wieder was verbrochen. Dann darf ich nichts, aber auch gar nichts, Mutti, das halte ich nicht aus!"

Edith wußte im Augenblick nicht, was sie darauf antworten sollte. Sie ließ den Jungen gehen, um nachzudenken.

Welche Gegensätze waren doch zwischen ihrem Mann und dem Knaben.



Lausbuben

Aufnahmen: H. Retzlaff
Adolf Schmidt

Gerd hatte nicht unrecht, der Vater war gerade dann sehr streng, wenn er ihm ein Vergnügen machen und ihn auf seinen Landtouren mit sich nehmen wollte. Er konnte es wohl nicht verstehen, daß es einem Jungen mehr Spaß macht, sich mit anderen Kindern in den Wiesen und Gärten zu tummeln. Wenn Gerd auf die vielen Erklärungen nicht still lauschte und oft mit einer kindlich-naiven Frage dazwischenplatzte, runzelte sich die Stirn des ernsten Mannes, und dann sah Gerd den unwilligen Blick, den er „böse" nannte. Dadurch mußte das kindliche Vertrauen schwinden. Edith konnte das wohl verstehen.

Oft hatte sie ihren Mann auf diese Gefahr aufmerksam gemacht, fand aber dafür kein Verständnis bei ihm. Immer mußte sie an den strengen Blick denken, mit dem ihr Mann Gerd beobachtete. Es war, als müsse er jede Bewegung studieren, um daraus auf das Seelen- und Gefühlsleben des Knaben schließen zu können. Nein, „böse" war dieser Blick nicht. Aber Angst lag darin, hilflose Angst. Es war, als kämpfe ihr Mann gegen eine furchtbare Macht, die zwischen ihm und dem Jungen stand.

Was mochte das sein, das ihren Mann so kritisch, so unfrei, fast ungerecht, und so wenig froh machte? Wie ganz anders war er früher, als Gerd noch nicht bei ihnen war. Und nun? In allem lag eine Furcht, eine Unbeständigkeit, die Edith sehr besorgt machte.

Was konnte das nur sein, das sich zwischen ihre beiden liebsten Menschen





**Das Geheimnis** Aufnahme E. Hase

gestellt hatte? Wie oft fragte sie sich danach. Aber nie wußte sie eine Antwort. Sie kannte ihren Mann, wußte, daß er Gerd liebte. Aber wie fremd blieb ihr diese Aeußerung seiner Liebe.

Gewiß, er hatte recht, wenn er meinte, es gehe nicht an, den Jungen kritiklos zu erziehen. Die Aufgaben des Lebens seien zu ernst, daher müßten die Zärtlichkeiten zum Kinde fein und sorgsam abgestimmt werden. Gerade seine Aufgabe sei es, im Knaben den Grund zu einem festen Charakter zu legen. Das alles sah Edith ein. Aber das allein war es nicht, was diesen starken Mann bewegte.

Ihr wurde es doch so leicht, den Jungen zu leiten. Alles erzählte er ihr, auch seine Unarten gestand er ein. Dann ermahnte sie ihn. Natürlich! Sie hielt nicht mit ihm und seinen Schwächen, sondern wußte ihm das Verbotene so klar zu machen, daß Gerd aus freien Entschlüssen alle Ansätze zur Besserung machte. Sie beobachtete scharf und genau, und voll Freude stellte sie immer wieder fest, daß es ihm wirklich ernst war, auch seinen Vater nicht zu erzürnen.

Und doch —: Plötzlich brach alle liebevolle Erziehungsarbeit in sich zusammen, und immer hatte das seinen Grund in der schroffen Gegensätzlichkeit des Vaters. Wenn der dann, ohne triftigen Grund, mehr als streng war, schien es, als bäume sich im Jungen etwas dagegen auf.

Da war es nicht verwunderlich, daß Edith mehr als einmal graue Fäden in ihrem herrlichen Blondhaar entdeckte. Auch das Herz machte ihr in letzter Zeit wieder bedenkliche Beschwerden. Sie wollte es ihrem Manne verheimlichen, aber der sah schärfer.

Auch das ahnte Edith, und es machte sie noch trauriger.

*

Mit einem verstand sich Gerd am besten: mit dem alten Daniel.

Zu ihm schlich er sich oft auf die Kammer, fragte und erzählte, daß es kein Ende hatte.

Daniel hatte den Jungen in sein verwaistes Herz geschlossen. Er war es, der ihn in seinem Selbstbewußtsein und dem Geltungstrieb noch bestärkte, wenn auch auf seine Art.

„Laß dir nichts gefallen, Jungchen, kann ich dir sagen", waren seine ständigen Redewendungen, wenn Gerd ihm klagte, daß man dieses oder jenes über ihn gesagt habe.

„Mußt nie lange fackeln, Jungchen, kann ich dir sagen. Wenn die Lausebengels nicht wollen, wie du es willst, dann mußt du es ihnen mit deinen Fäusten beibringen. Hast doch starke Muskeln und harte Knochen, pack doch bloß mal. Als ich so'n Kerl war wie du heute, kann ich dir sagen, da haben alle Jungens gezittert und gebebt, wenn ich bloß mal um die Ecke guckte. Jawohl, Jungchen, das war eine herrliche Zeit dazumalen, kann ich dir sagen."

Und dann erzählte er ihm die tollsten Geschichten aus seinen Kindertagen. Gerd stand vor ihm mit offenem Munde und gierig-blanken Augen. Und dann stieg der alte Daniel bei ihm zu einer Größe empor, daß selbst das Bild seines stolzen Vaters klein wurde. Wenn Daniel dann nichts mehr zu erzählen wußte, fragte er so lange, bis der Alte nicht anders konnte, als ihm ein neues Märchen seines ungeheuren Knabenmutes aufzutischen.

Am schönsten aber war es, wenn der alte Daniel von 1870 erzählte; da vergaß Gerd Zeit und Raum, da hörte er nur.

Daniel war kein Lehrer und Erzieher, um zu wissen, daß er mit seinen blutrünstigen Geschichten die Phantasie des Knaben unheilvoll beeinflußte. Er war dankbar, einen willigen und aufmerksamen Zuhörer gefunden zu haben, dem es absoluter Ernst war, daß der Sieg der deutschen Fahnen nur dem alten Daniel zu verdanken war.

„Sag, Daniel, habt ihr im Krieg den ganzen Tag immer nur geschossen?"

Daniel sah den Knaben einen Augenblick forschend an. Die Runzeln seines Faltengesichts strafften sich zur Tyrannenmiene.

„Was fragst du? Bloß geschossen? Ha, ha, Jungchen. Du kannst dir gar keine Vorstellung von so einem richtigen Krieg machen. Geschossen haben wir, kann ich dir sagen, mit Kugeln und Kartätschen, daß dem Teufel in der Hölle der Angstschweiß kam. Und dann gestürmt, ich immer vorne weg, kann ich dir sagen. Hinterher kam dann Friedrich Franzens Königliche Hoheit und guckte mir an: ‚Richtig, das ist ja mein Daniel Lehndorff. Seht ihn euch an, ihr Herren Generals', sagte er, ‚das ist der Richtige!' Und denn mußte ich zu ihm kommen, und ich sagte denn

zu ihm: ‚Jawohl, Herr Großherzog, da haben Sie wieder mal recht, ich bin nämlich der Richtige.' Dann mußte ich auf sein Pferd steigen, auf sein richtiges Pferd, und er ging neben mir her. Und dem stopften wir uns eine Pfeife Tabak. Sieh, so wurden wir richtigen Grenadiere noch angefaßt, kann ich dir sagen, Jungchen."

„Dann hast du wohl auch einen Orden bekommen, Daniel?"

„Was sagst du? Einen, sagst du? Du hast keine Ahnung, wie man einen richtigen Held, so wie ich einer bin, behandelt, Jungchen. Ich hatte soviel Orden an meiner Brust, daß ich nicht mal in den Pferdeeimer gucken konnte, ob da noch Wasser drin war. Sieh, so voll saß meine Heldenbrust voll lauter Orden, kann ich dir sagen. Da konntest du vorne keinen Fetzen Uniform mehr sehen, bloß Orden, nichts als Orden. Denn sagte Friedrich Franzens Königliche Hoheit oft: ‚Da, seht her, ihr Herren Generals, so sieht ein wahrer Held aus', und denn knöpfte er sich noch einen von seiner Heldenbrust ab und band ihn mir mit dran an die vielen andern, kann ich dir sagen, Jungchen."

„Du warst wohl ein ganz Hoher, nicht?"

Ich? Ja, Jungchen, ich war zu meiner Zeit ein ganz berühmter Grenadier. Ich war sogar der nächste unter dem Herrn Gefreiten, kann ich dir sagen. Als ich gezogen wurde, kam ich gleich zum Herrn Hauptmann, und da habe ich es denn auch immer sehr gut gehabt, alles was Recht ist, das muß ich zugeben. Jeden Tag hielt ich die Paradeuniform des Herrn Hauptmanns in meinen Händen. Wenn der Herr Hauptmann denn gerade nicht zugegen war, denn habe ich mir manchmal den Rock mal angezogen. Jungchen, da hättest du mir bloß sehen sollen, was ich für'n stattlicher Kerl war! Denn sagte die Mine, die Stubenmädchen bei Hauptmanns und mein damaliges Verhältnis war, zu mir: ‚Daniel, du siehst aus, wie'n leibhaftiger Fürst, ganz genau, wie so'n geborener Graf', kann ich dir sagen."

„Zeig mir doch die vielen Orden, die du bekommen hast, Daniel", drängte der Knabe begeistert.

Einen Augenblick lang wurde Daniel unschlüssig. Mit dieser Frage hatte er nicht gerechnet. Man konnte es seinen Mienen ansehen, daß er anstrengend nach einer Ausrede suchte. Endlich glaubte er sie gefunden zu haben. Sein Gesicht wurde sehr traurig.

„Die Orden? Ach, mein Jungchen, da erinnerst du mich an die dunkelste Stunde meines armen Lebens! Weißt du, die Franktijörs, diese elenden, die mich damals von hinten totschießen wollten, die mich aber man nicht richtig trafen, weil sie bloß nicht zielen konnten, damals, Anno 71, bei der großen Riterade vor Dijon, als sie mir in die Hacke schossen. Gott straf' sie mit Hölle, Tod und ewiger Verdammnis, diese Hundeseelen haben mir auch meine herrlichen Orden gemaust, als ich schwerverwundet, wie ein hilfloses Kind, im Chausseegraben lag und mich die Ohnmachten angetreten hatten. Wer weiß, welch verlogener Jesuwiter nun mit meinen Heldenabzeichen seine schändliche Verräterbrust zieren tut!"

Er zerdrückte eine Träne, so sehr schmerzte ihn selbst diese rührende Geschichte.

Da wurde es auch Gerd traurig ums Herz. Er faßte nach der schwieligen Hand des Alten und drückte sie zärtlich. Zuversichtlich sagte er dann:

„Mach' dir nichts daraus, Daniel. Für mich bist du auch ohne Orden ein Held, ganz gewiß! Wenn ich groß bin und sehr stark, werde ich auch ein berühmter Grenadier und verdiene mir viele Orden. Dann schenke ich dir welche von meinen, darauf kannst du dich bestimmt verlassen. Hier meine Hand darauf."

Daniel sah den Knaben glücklich an.

„Ja, Gerdchen, du wirst einmal ein doller Kerl. Du hast Knochen am Leibe, daß sich die Weiber einst die Hälser nach dir verrenken werden. Sogar die Franktijörs werden zittern, wenn du bloß um die Ecke guckst, kann ich dir sagen."

„Das ist ja selbstverständlich", antwortete Gerd selbstbewußt und sah wohlgefällig in den kleinen Spiegel, der über dem altersschwachen Waschtisch hing. „Ich bin von allen Jungen heute schon der stärkste — ausgenommen natürlich die aus der ersten Klasse, die nun zu Ostern schon eingesegnet werden."

„Das glaube ich dir aufs Wort, Jungchen. Ja, ich war auch so einer wie du. Mich nannten sie zu meinen Tagen immer den Daniel mit der Eisenfaust, kann ich dir sagen."

Gerd überlegte einen Augenblick.

„Kannst du mir auch sagen, wie so ein richtiger Krieg gemacht wird, Daniel?"

Daniel drückte die Brust durch.

„Aber natürlich kann ich das, Jungchen. Ich war doch Anno 70 der Richtige! Ich sagte immer zu Friedrich Franzens Königliche Hoheit: ‚Umzingeln, Herr Großherzog', habe ich gesagt, ‚nichts als umzingeln, denn ist die Sache schon besorgt!' Sieh, Jungchen, vor Dijon wollten die Herren Generals nicht auf mich hören und deshalb schossen mir die elenden Franktijörs in die Hacke. Hätten wir umzingelt, wäre ich heute ein Herr Gefreiter und hätte all meine schönen Orden noch. Die Generals sagten aber zu mir: ‚Gewiß, Daniel, du hast zwarstens immer recht. Doch diesmal wollen wir es mal anders versuchen. So ist es nämlich neuartiger. Wenn dies aber nichts hilft, werden wir es wieder so machen, wie du uns bei Sedan und Metz so gut geraten hast. Dann umzingeln wir wieder.' Nimm dir immer einen Augenspiegel daran, Jungchen: Wenn dir einer was will oder du willst einem an das Leder, immer umzingeln, dann ist das andere gar nicht mehr schwer, kann ich dir sagen."

Gerd lachte.

„Du, Daniel, das ist fein. Ja, so werde ich es machen."

Er wurde nachdenklich.

„Aber der Marterpfahl ist doch schöner, Daniel. — Weißt du was? Ich bleibe beim Marterpfahl. — Nun habe ich aber keine Zeit mehr. Morgen erzählst du mir wieder von den Franktireurs, nicht wahr, Daniel?"

„Ja, man immer zu, Jungchen, komm man, ich will dir schon was erzählen, daß dir die Haare zu Berge stehen, kann ich dir sagen."

Der Alte sah dem davoneilenden Knaben mit leuchtenden Augen nach.

„Ein kapitaler Bengel, der Gerd, das muß ich sagen", murmelte er stolz.

*

Vom alten Daniel führte der Weg Gerd meistens zu seiner kleinen Freundin im Nachbarhause, der um ein Jahr jüngeren Ulrike Benthin. Das sanfte, stille Mädchen des Postschaffners hatte der robuste Gerd in sein Knabenherz geschlossen. Zu ihr flüchtete er sich, wenn der Vater wieder einmal streng mit ihm verfuhr, zu ihr kam er auch, wenn er wieder einmal einen Streich ausgefressen hatte und nun Gewissensbedenken empfand. Und niemand, außer seiner Mutter, verstand es, den Jungen zu lenken und zu leiten, wie dies zarte Mädchen. Wenn er ihr von seinen kleinen Nöten sagte, sah sie ihn mit ihren braunen, sanften Augen lange und still an. Und dann wurde er ganz weich.

„Sei doch lieb, Gerd, nicht so wild und trotzig." Mehr brauchte sie nicht zu sagen. Dann steckte er die Hände in die Hosentaschen, stocherte verlegen mit der Fußspitze in der Erde, gab aber keine Widerworte. Wenn sie dann ihre Schulaufgaben herbeiholte, war Gerd sehr froh, ihr die Arbeiten machen zu dürfen, die ihr so schwer erschienen.

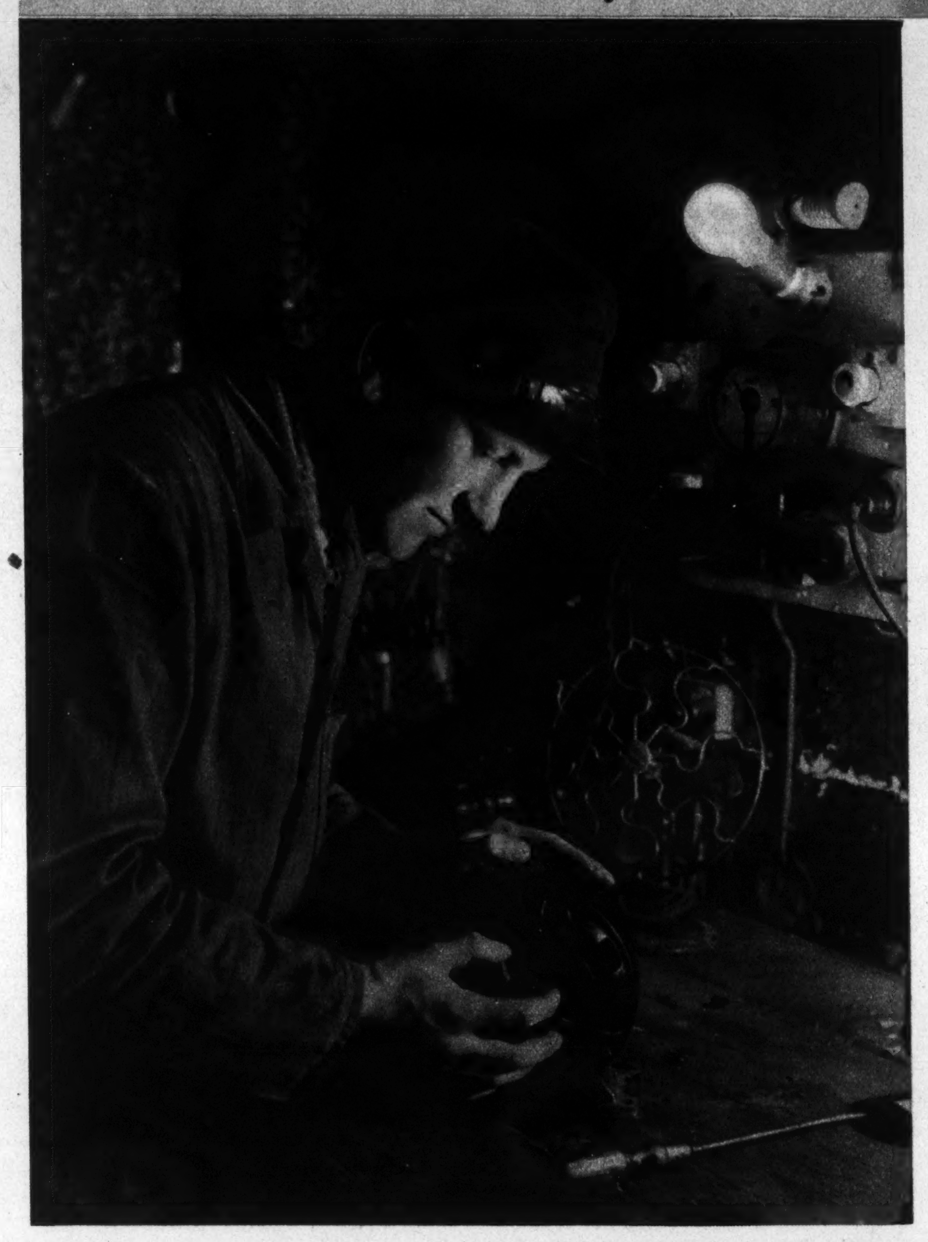
„Gerd, du wirst sicher einmal ein großer Mann, das ist ganz bestimmt. Du bist heute schon sehr klug."

Stolz und voller Bewunderung sah sie ihn an. Gerd lächelte überlegen.

„Ich werde natürlich Hauptmann bei den Grenadieren."

(Fortsetzung folgt.)

# Was können unsere Kinder werden?



Aufnahme Atlantic-Photo

## Der Elektriker

Als der Professor der Anatomie und der Geburtshilfe an der Universität Bologna, Luigi Galvani, am 6. November 1789 den elektrischen Strom entdeckte (ein abgeschnittenes Froschbein bildete die erste Leitung), da konnte er in seinen ausschweifendsten Phantasien nicht ahnen, welche Entwicklung er eingeleitet hatte. Was für eine Umgestaltung der menschlichen Lebensverhältnisse ist in diesen anderthalb Jahrhunderten nur allein durch die technische Auswertung der Elektrizität vor sich gegangen! Es ist durchaus nicht notwendig, daß Sie sich die Jahreszahlen merken, aber es ist sehr aufschlußreich, sich einige Meilensteine dieses Weges zu vergegenwärtigen. Vor hundert Jahren (1837) baute der amerikanische Maler Morse seinen elektrischen Telegraphen, 1859 kam der erste Akku auf, 1861 führte der Lehrer Philipp Reis den elektrischen Fernsprecher in Frankfurt/Main vor, 1854 gelang dem deutschen Mechaniker Goebel die erste Glühlampe. Aber erst die wahrhaft umwälzende Erfindung der Dynamo-Maschine durch Werner v. Siemens (1866/67) öffnete die breite Straße des neuen, elektrifizierten Zeitalters: der Strom wurde billig und ließ sich in unbegrenzter Menge herstellen. 1879 führt die Firma Siemens u. Halske auf einer Berliner Ausstellung die erste elektrische Bahn vor, zwei Jahre später wird die elektrische Bahnverbindung Berlin—Anhalter Bahnhof nach Lichterfelde eröffnet. Zur gleichen Zeit (1881) entsteht in Mühlhausen/Elsaß das erste Ortsnetz für den Fernsprechverkehr, ein paar Monate später kommen auch die Berliner ans Telephon. In ebendiesen Jahren beginnt die Glühlampe ihren Siegeslauf, strahlen die ersten Bogenlampen auf Plätze und Straßen. Seit Ende des 19. Jahrhunderts beginnt der Bau der Elektrokraft-Werke und der Hochspannungsleitungen, die immer weitere Gebiete mit Strom versorgen. Am 3. Juni 1898 wird in England das erste Funktelegramm aufgegeben, 1906 entsteht der Funksender Nauen, 1921 (durch den Weltkrieg verspätet) der Rundfunk, der in wenigen Jahren das entlegenste Dorf der Erde in den Stromlauf des Zeitgeschehens einschaltet. Seit ein paar Jahren haben wir, die Nichtfachleute, auch mit dem Fernsehen praktische Bekanntschaft gemacht und wissen noch nicht, welche Möglichkeiten sich da anspinnen. Wir sehen nur heute (obwohl andere Betriebsmittel der Energiewirtschaft keineswegs rückständig geworden und zum alten Eisen getan sind) die Anwendung der elektrischen Energie sich immer mehr ausbreiten.

Diese kulturgeschichtliche Perspektive ist innerhalb eines Berufsbildes des Elektro-Fachmanns nicht abwegig und überflüssig. Denn es ist eben nicht gleichgültig, ob ein junger Mensch hineinwächst in das festumrissene und altüberlieferte Arbeitsgebiet eines seit Jahrhunderten wohluntermauerten Berufs oder ob er ein Feld betritt, wo immer neue Teilberufe sich bilden, wo stürmische Entfaltung der Technik in die Tiefe und in die Breite eine immer gespannte Aufmerksamkeit auf das Neue, auf die Möglichkeiten und Bedürfnisse von morgen fordert. Es wäre zwecklos, hier alle Spezialisten zu nennen, die der Name des Elektro-Fachmanns in sich schließt oder gar alle Wege aufzuzeichnen, die sich auf diesem weitschichtig gewordenen Gebiete einigermaßen ausgetreten haben; das hieße der Berufsberatung im Einzelfalle und den jeweils verschiedenen örtlichen Verhältnissen vorgreifen. Viel wichtiger ist es, zu sagen, daß alle technischen Berufe der Elektrowirtschaft, vom

Elektroschlosser oder vom Elektromechaniker, aus sich entwickelt haben, daß in diesen Grundberufen auch der Weg für jeden neuen Berufskameraden beginnt, mag er sich dann später spezialisieren, wie Wunsch und besondere Begabung ihn weisen und wie das Schicksal ihm günstig ist. Nur der Diplom-Ingenieur im Elektrofache bedarf einer so langen handwerklichen Ausbildung nicht; eine bestimmte Praxis wird aber heute vernünftigerweise auch von ihm gefordert. Umgekehrt müssen sich alle, ob sie nun später als selbständige Handwerker (Installateure und Monteure), als technische Angestellte oder als Facharbeiter in einem Zweig der Elektroindustrie und der Elektrowirtschaft tätig sein wollen, ein ziemlich beträchtliches Maß von theoretischen Kenntnissen und von physikalischem Wissen erwerben. Das setzt gute Begabung für Mathematik und auch sonst einen offenen Kopf voraus. Je selbständiger der junge Berufskamerad später einmal werden möchte, desto besser wird seine rechnerische, seine organisatorische, auch seine kaufmännische Schulung sein müssen. Größte Zuverlässigkeit und Gewissenhaftigkeit ist eine unerläßliche Vorbedingung; denn der Umgang mit elektrischer Energie hat seine Gefahren, und wo (wie in der Schwachstromindustrie) die Gefahr für Leben und Gesundheit geringer ist, ist die Verantwortung für kostspielige Geräte, für ausgedehnte Stromnetze, die durch einen falschen Handgriff leicht in Unordnung zu bringen oder zu zerstören sind, umso größer. Zerstreute Träumer, Menschen, die sich nicht konzentrieren und disziplinieren können, sind im Dienste der Elektrizität ungebetene Gäste und müssen schnell wieder entfernt werden, ehe sie Unheil angerichtet haben.

Diesen charakterlichen und geistigen Vorbedingungen stehen andere, körperliche, zur Seite. Ohne eine gewisse Handgeschicklichkeit kann niemand Elektro-Fachmann werden; der Feinmechaniker, der z. B. feine elektrische Meß-Apparate baut, eicht oder täglich bedient, braucht natürlich mehr als der Dynamo-Schlosser . . . aber ohne Handfertigkeit, ohne Neigung zum Basteln elektrischer Geräte und einiger Uebung darin, sollte niemand in diese Berufe eintreten. Zu erfolgreicher Handfertigkeit gehören aber nicht nur ruhige Hände, es geht auch nicht ohne gesunde Sinnesorgane . . . starke Kurzsichtigkeit wird also auch dem Lehrling die Arbeit verleiden, der sein Uebel aus Begeisterung verschweigen möchte und dem es gelänge, durch die Eignungsprüfung zu entwischen. Die angehenden Lehrlinge sollten ja überhaupt, ebenso wie ihre Eltern, ruhig glauben, daß die Berufsberatung und Eignungsprüfung durchaus mit zu ihrem Nutzen eingeführt sind, mag auch die Enttäuschung über ein Nein! zunächst sehr bitter schmecken und gerade den tüchtigen Kerl trotzig machen. Die körperlichen Anforderungen der einzelnen Elektroberufe sind im übrigen verschieden. So wird man z. B. vom Monteur, der zuzeiten auf Masten arbeiten muß, unbedingte Schwindelfreiheit verlangen, vom Feinmechaniker, dem die komplizierten Apparate eines modernen Fernsprechamts mit Selbstanschlußbetrieb anvertraut werden sollen, ein besonders fein ausgebildetes Tastgefühl. Nervöse Menschen, die leicht den Kopf verlieren, sind in keinem Elektroberuf geeignet.

Wie die Elektrizität in unser ganzes Leben, so ist der Elektrotechniker in alle Berufskreise eingedrungen. Er kann als selbständiger Handwerker sich betätigen und ist dann nebenbei, ja, meist sogar in der Hauptsache, auch Händler: elektrische Lampen, Heizgeräte und Radioapparate sind seine Waren, er darf also kein allzu einseitiger Spezialist sein. Und selbstverständlich ist diese Selbständigkeit nicht ohne ein recht erhebliches Kapital erreichbar. Beamtenstellungen gibt es für den Elektrofachmann in staatlichen und in städtischen Diensten, bei der Reichsbahn und der Reichspost, bei den Straßenbahnunternehmungen, Kraftwerken und der Versorgung mit Licht. Hier wie bei den Stellungen in der Industrie sind vom angelernten Arbeiter über den handwerksmäßig ausgebildeten Facharbeiter bis zum Techniker und Diplom-Ingenieur alle Grade vertreten; ein Aufstieg zum Techniker ist nach der Handwerkslehre möglich, wenn das Geld zum Besuch einer der mittleren oder höheren technischen Lehranstalten reicht.

### Wie wird man Elektriker?

Die handwerksmäßige Lehre als Elektroschlosser oder Elektromechaniker dauert vier Jahre. Für den Besuch eines Technikums oder einer Ingenieurschule wird immer eine vorhergehende Praxis, oft auch die mittlere Reife verlangt, die aber für Begabte (besonders gute Mathematiker!) durch eigene Vorbereitungsarbeit zu ersetzen ist. Der Titel des Diplom-Ingenieurs ist an den Besuch einer technischen Hochschule geknüpft, wofür wieder das Abitur notwendig ist.

Hans Hajek.

# Streiflichter aus der Berufsberatung

## Erfahrungen, die ein Fachmann machte

### „Ehrlichkeit"

Es soll selbstverständlich sein, daß ein junger Mensch, der Anspruch darauf hat, nicht mehr als Kind zu gelten, über den Begriff Mein und Dein im klaren ist. Wer vor den Toren des Arbeits- und Berufslebens steht, muß unbedingt ein ehrlicher Bursche sein. In jedem Beruf muß man auf die Ehrlichkeit auch der Lehrlinge bauen können. Der bloße Gedanke, er könnte eine günstige Gelegenheit benützen, um im Kundenhaus, in der Werkstatt, im Laden des Meisters, sich gewisse verlockende Gegenstände, Geld, Rohmaterial usw. unrechtmäßig anzueignen, läßt ein Gefühl der Unruhe in uns zurück. Wir bangen um die Zukunft eines jungen Menschen, dem in solchen Dingen nicht zu trauen ist. Wie bald hat der Unehrliche „zufällig" etwas Wertvolles, das irgendwo unbeaufsichtigt herum liegt, sich angeeignet und heimlich verschwinden lassen. Es glückt vielleicht das erstemal, der Diebstahl kommt nicht an den Tag, fremde Personen werden als Täter verdächtigt. So gesellt sich zu einem Unrecht ein zweites. Ein Unschuldiger muß für den Dieb büßen. Ueber die Pflicht, sich nicht an fremdem Eigentum zu vergreifen, bestehen oft merkwürdige Ansichten. Blumen im Gartenbeet, Früchte am Baum, Rohmaterial, Arbeitsprodukte in einer Werstätte gelten bei vielen als herrenloses Gut, bei dem man nur frisch zugreifen könne. Dabei bedenken sie nicht, daß sie nicht nur dem Bestohlenen Schaden zufügen, sondern daß sie selbst den größten Schaden davontragen, indem sie das Vertrauen ihrer Mitmenschen verlieren und ihr Gewissen belasten. In der letzten Zeit sind zwei solche Fälle vorgekommen. Die beiden Jungen waren verführt worden und bereuen ihre Tat aufrichtig. Wie schwer es ist, einen Jungen dann wieder unterzubringen, könnt ihr euch wohl selbst ausdenken.

Hauck, Nürnberg.

# Die Gymnastiklehrerin

**Von Gerda Simons / 2 Aufnahmen Atlantic-Photo**

Als ich noch ein sehr kleines Schulmädchen war, wurde meine Klasse einmal — mit uns sollten die Lehrproben abgehalten werden — zu einem Examen im Turnlehrerinnenseminar geführt. In weiten, gefälteten Kniehosen und langärmeligen Matrosenblusen standen die Prüflinge tadellos ausgerichtet, sie vollführten unzählige Kniebeugen, Armübungen mit Stäben und Keulen und erregten schließlich unsere restlose Bewunderung mit Sprüngen über das Pferd, Schwüngen über den Barren und allerlei Hängeübungen an der Leiter. Natürlich sieht heute ein Turnlehrerinnenexamen anders aus als damals, aber diese Erinnerung, verglichen mit dem Anblick einer Gymnastikklasse (so etwas gab es damals noch nicht einmal dem Namen nach), macht mir doch den grundlegenden Unterschied zwischen Turnen und Gymnastik immer wieder einleuchtend deutlich. Statt der straffen eine gelockerte Haltung, kein Gerät und kein Kommando, und die Uebungen — nicht mechanisch ausgeführte sondern in jedem Augenblick von innen heraus gestaltete Bewegungen. Gymnastik ist etwas völlig anderes als Turnen und auch als Sport, sie trainiert nicht auf eine Höchstleistung und es geht ihr nicht um bestimmte Mindesterfolge. Die Gymnastik wendet sich an den ganzen Menschen, seine natürliche Bewegung ist ihr Lehrgegenstand, und sie hat so viel zu tun, weil wir Erwachsenen verlernt haben, was wir alle als Kinder konnten, uns unbefangen, aus innerem Antrieb und unserem Wesen gemäß zu bewegen. Sehr viele von uns empfinden das mit Recht als eine Verkümmerung, und sie haben den Wunsch, zu solcher natürlichen Bewegung zurückzufinden; die Gymnastiklehrer und -lehrerinnen wollen uns dabei helfen. Solche Hilfe ist unentbehrlich, denn erstens wissen wir gar nicht, was wir alles falsch machen, zweitens wissen wir nicht, wie wir es richtig machen müssen und drittens brauchen wir, auch wenn wir gelernt haben, wie wir uns bewegen sollten, noch eine Kontrolle, die uns vor dem Rückfall in alle schlechten Angewohnheiten bewahrt. Ganz abgesehen von der betrüblichen aber unbestreitbaren Tatsache, daß wir allesamt meist nicht genügend Energie haben, für uns allein Gymnastik zu treiben.

Es ist selbstverständlich, daß diejenige, die später anderen Frauen oder auch heranwachsenden Kindern zu einer organischen Bewegung verhelfen will, erst einmal für sich selbst den Weg zur natürlichen Bewegung finden muß. In der zweijährigen Ausbildung steht deshalb die Schulung des eigenen Körpers und die Durchbildung seiner Bewegungen im Mittelpunkt des Unterrichts. So heißt es z. B. im Stundenplan einer Gymnastikschule: Hand- und Armerziehung, Fuß- und Beinerziehung, Grundformen der Bewegung, Bewegungsabläufe usw. Daneben gibt es natürlich auch theoretischen Unterricht in Anatomie und Physiologie, der eine Erklärung dafür gibt, warum die Bewegungen so und nicht anders sein sollen. Konstitutionslehre und Erziehungslehre stellen die Beziehung der Bewegung zu den andern Funktionen des menschlichen Lebens her. Denn darin liegt eine wichtige Eigenart der Gymnastik, die auch den Griechen schon bekannt war: sie übt eine Wirkung auch auf den innern Menschen aus. Haltung und Bewegung sind Ausdruck des ganzen Wesens; eine Arbeit, die Haltung und Bewegung beeinflußt, wirkt zwangsläufig auch auf die seelische Verfassung und ebenso tut es die Körperschulung und Bewegungsbildung. So ist alle gymnastische Arbeit letzten Endes Erziehungsarbeit am ganzen Menschen, und nur wer von dieser erzieherischen Aufgabe durchdrungen, und von der sich daraus ergebenden Verantwortung erfüllt ist, sollte den Beruf einer Gymnastiklehrerin erwählen. Uebrigens hat auch der Staat diese erzieherische Bedeutung der Gymnastik erkannt, die Gymnastikschulen sind der Aufsicht der Schulbehörden unterstellt und auch die einzelne Gymnastikerin, die Privatunterricht erteilt, bedarf dazu der Genehmigung durch die Schulbehörde.

Wie immer, wenn die Zeit für eine neue Erkenntnis reif ist, sich fast gleichzeitig an vielen Orten die Menschen mit den gleichen Fragen beschäftigen und Teillösungen finden, so haben sich in den letzten 30 Jahren eine ganze Reihe von Schulen für gymnastische



Körperbildung entwickelt, verschiedene Systeme sind ausgearbeitet worden, die einander z. T. widersprachen. Im nationalsozialistischen Deutschland ist für ein solches Gegeneinander auf einem wichtigen Gebiet der Volkserziehung und -ertüchtigung kein Raum mehr. Die bestehenden Schulen sind innerhalb des Reichsverbandes Deutscher Turn-, Sport- und Gymnastiklehrer zu einer Arbeitsgemeinschaft zusammengeschlossen, und in gemeinschaftlicher Arbeit sind die allen gemeinsamen Grundlagen der Gymnastik festgestellt und als „Deutsche Gymnastik" für alle Schulen zur pflichtmäßigen Ausbildung erklärt worden. Diese Deutsche Gymnastik bildet heute das Kernstück in der Ausbildung aller staatlich anerkannten Schulen, sie umfaßt die Grundschulung der natürlichen Bewegungen: Federn, Gehen, Laufen, Springen und Schwingen, die Haltungsschulung, die Bewegungsentwicklung, d. h. insbesondere die Verbindung verschiedener Bewegungen miteinander, die Bewegung mit einfachen Geräten (Ball, Stab und Gewicht) und schließlich die Gestaltung der Bewegung in Aufzügen, Reigen, Bewegungsspielen und Volkstänzen. Alle Schulen haben sich ferner verpflichtet, ihre Schüler zum großen Sportabzeichen zu befähigen. Außer dieser gymnastischen und sportlichen Mindestschulung bieten nun alle Schulen noch irgendwelche Besonderheiten; die einen durch die Verbindung mit Musik, mit Tanz oder auch mit handwerklicher Werkgestaltung nach der künstlerisch-kulturellen Seite hin, die andern aber in Verbindung mit Körperpflege oder Massage nach der sozialhygienischen und nach der heilgymnastischen Seite. Wer sich also die Gymnastik als Beruf erwählen will, tut gut daran sich zu prüfen, für welche weiteren Wirkensmöglichkeiten er sich interessiert und eignet, um danach dann die Auswahl unter den Schulen zu treffen. Je nach Eignung und Ausbildung kann der Weg der Gymnastiklehrerin zur Tanzbühne führen oder an das Krankenbett. Zu beachten ist, daß nur auf den staatlich anerkannten Schulen die Lehrbefähigung erworben werden kann.

Fast immer muß die Gymnastiklehrerin ihren Weg selbständig erkämpfen. Ihr Beruf gehört zu den freien Berufen; als beamtete Lehrerin finden wir sie heute noch nicht, ob sie sich neben der Turnlehrerin einen Platz an den Mädchenschulen erobert, bleibt noch abzuwarten. Auch in fester Anstellung findet sich die Gymnastiklehrerin selten; bisher hatte der BdM. Sportwartinnen für die körperliche Ertüchtigung der Mädels, vielleicht wird aber mit der Ueberführung in die Reichsjugend, und dem dabei sich ergebenden Mehrbedarf, auch den Gymnastiklehrerinnen in der Mädelerziehung ein neues Arbeitsfeld erschlossen. Hier und da haben Kinder- und Erholungsheime schon Gymnastikerinnen angestellt, und wer eine zusätzliche heilgymnastische Ausbildung durchmacht, kann sich um Anstellung an einer orthopädischen Klinik bemühen. Für die große Mehrzahl der Lehrerinnen aber kommt der Privatunterricht in Frage. Ein besonders dankbares Arbeitsfeld bieten da die Kurse für berufstätige Frauen, die jetzt zumeist von „Kraft durch Freude" organisiert werden. Wer sich als freie Gymnastiklehrerin niederlassen will, muß unternehmungslustig und geduldig sein, um sich in zäher Arbeit einen Wirkungskreis zu schaffen. Für den Anfang braucht man auch einen gewissen wirtschaftlichen Rückhalt, etwa dadurch, daß man noch bei den Eltern wohnen kann oder gar über etwas Betriebskapital verfügt.



An die Gymnastiklehrerin, die sich im Leben behaupten will, werden recht hohe Anforderungen gestellt: zu einem großen Maß fachlichen Könnens soll sich eine ausgesprochen pädagogische Begabung gesellen, Phantasie und unternehmungslustiger Lebensmut. Wer diesen Anforderungen genügt, das entscheidet die Auslese des Lebens. Die Schulen verlangen bei der Aufnahme in der Regel nur das 18. Lebensjahr und mittlere Reife, alle müssen sie außerdem den Nachweis der völligen Gesundheit verlangen. Es wird begrüßt, wenn die Mädels vorher eine hauswirtschaftliche Ausbildung durchgemacht haben, einige Schulen haben eine Art Vorschule in Verbindung mit einem hauswirtschaftlichen Lehrjahr eingeführt. Wer sich für den Beruf der Gymnastiklehrerin interessiert, kann sich durch die Abteilung Berufsberatung bei seinem zuständigen Arbeitsamt staatlich anerkannte Schulen namhaft machen lassen oder sich deswegen an die Ortsgruppe des Reichsverbandes der Turn-, Sport- und Gymnastiklehrer wenden. Dieser Reichsverband ist um die Zusammenfassung und einheitliche Ausrichtung der deutschen Gymnastiklehrer dauernd bemüht und verlangt, daß alle seine Mitglieder jeweils nach Ablauf von drei Berufsjahren eine vierwöchentliche Fortbildungsschulung durchmachen. Auf diese Weise verliert die Gymnastikerin nie die Beziehung zu ihren Berufskameradinnen und nimmt auch als einzelne Privatlehrerin an der Fortentwicklung ihres Berufes teil.

# Kurzweil am Feierabend

### Rätselhafte Inschrift




Werden zuerst die Silben im äußeren Kreise und hernach die Silben im inneren Kreise mit Hilfe der Bogen verbunden, so ergibt sich ein treffendes Wort über die Erziehung der jungen Generation.

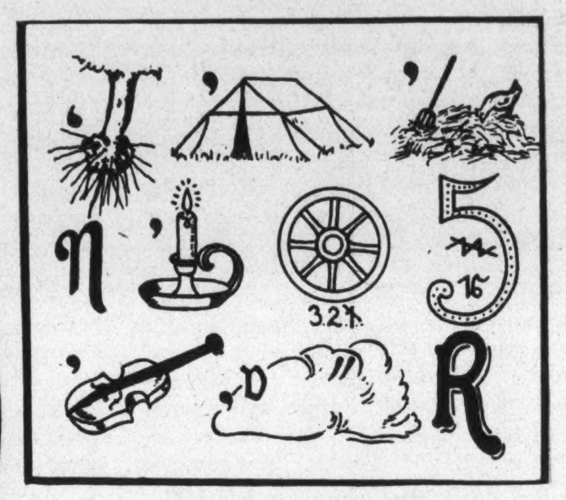
### Rätsel-Rosette (nebenstehend)

Wird die Rosette in einem Zuge durchwandert, so ergibt sich ein Wort des Führers aus „Mein Kampf" S. 474/475.

### Bilder-Rätsel



### Bilder-Rätsel




### Auflösung aus Heft 2

**Silben-Rätsel**

1. Wimpel, 2. Eselsbrücke, 3. Nonne, 4. Nesselsucht, 5. Stockholm, 6. Cosenza, 7. Hotel, 8. Urenkel, 9. Lohengrin, 10. Elefant, 11. Note, 12. Zossen, 13. Urwald, 14. Neon, 15. Echternach, 16. Helga.

Wenn Schulen zunehmen, so stehet's wohl.
(Dr. Martin Luther.)




Verlag der „Reichs-Elternwarte": Heinrich Beenken, Berlin SW 19, Wallstraße 17/18.
Für die Gesamt-Schriftleitung verantwortlich: Möller-Crivitz, Berlin-Pankow.

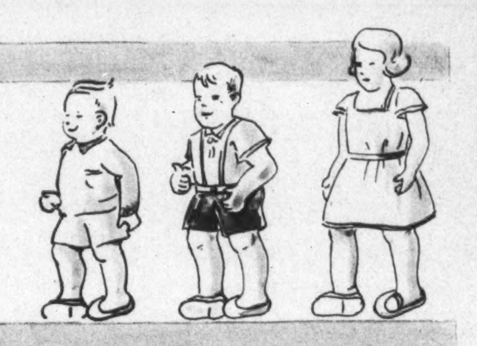
Druck der Buchdruckerei Gutenberg (Heinrich Beenken), Berlin SW 19, Wallstraße 17/18.

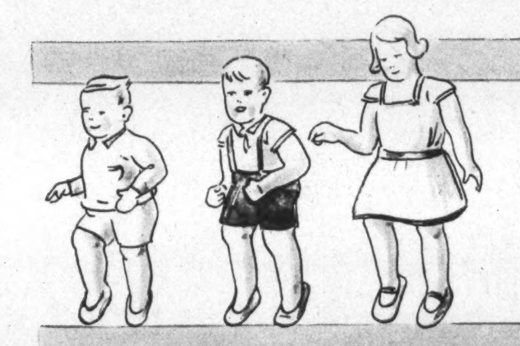



**Von Erwin Jäkel / Zeichnungen von Werner Allonge**

Weißt du, wie weh es tut, wenn man Senkfuß, Plattfuß hat? Weißt du, daß die, die solche Füße haben, besondere Schuhe mit Einlagen tragen müssen? Weißt du, daß das schmerzhaft ist? Und viel Geld kostet? Warum übst du nicht deine Füße, damit sie kräftig, das Fußgewölbe stark, Sehnen und Bänder geschmeidig werden? Jeden Tag einmal Fußpflege, Fußturnen barfuß oder in Turnschuhen und deine Füße tragen dich noch einmal so gut. — Was sollen wir nun turnen? Mutti stellt sich mit Bubi und Mädi in einer Reihe auf. So geht es dreimal um den Tisch herum und Mutti spricht dazu:

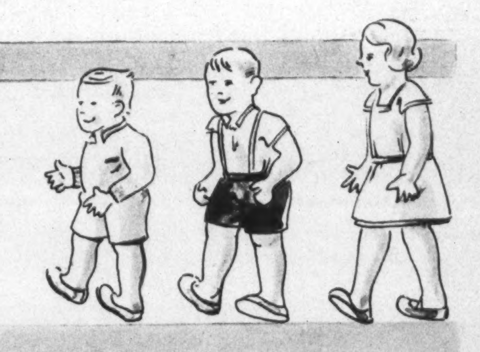
Gehet auf dem Außenrand
eurer kleinen Füße
von einer zu der andren Wand,
Peter, Hans und Liese!

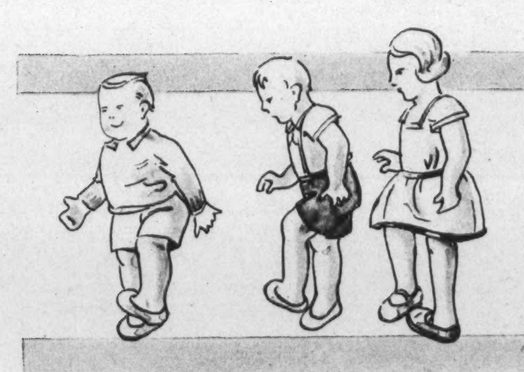




Nun einmal im Zehengang
dreimal um den Tisch herum
gehen wir mit Sing und Sang,
zart und leise — nicht bum bum!

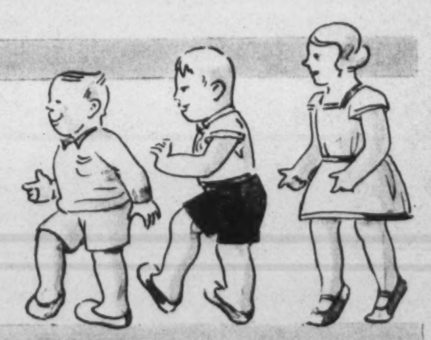
Auf den Hacken eins und zwei —
das gibt kräft'ge Waden —
nicht so tappen — ei — ei — ei —
kann uns gar nicht schaden.





Nun gehen wir über'n großen Zeh'
— über'n „Onkel" nennt ihr das —
wer sonst so läuft — ach — o weh!
Hier im Turnen macht es Spaß.

Und so wechselt alles ab:
„Onkeln", Hacken, Rand und Zehen.
Bald mal langsam, bald im Trab —
um den Tisch wir gehen.



ALLONGE



Der Zaungast

Aufnahme Atlantic-Photo